

# VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Hinter der Mühle. Nach dem Delgemälde von C. Lash. — Ihr eigener Herr. Von C. von Dinklage. (Schluß). — Herbstlieb. Von Friedrich Bodenstedt. — „Der Liebesdienst“ von Siegert; und „Hinter der Mühle“ von Lash. Von Ludwig Rietsch. — Die Königin von Castilien. Novelle von Adolf Wilbrandt. — Der Liebesdienst. Nach dem Delgemälde von A. Siegert. — Schmachhafte Namen. Von George Hefekiel. — Wiener Bericht. — Die Mode. — Reinigung des Trinkwassers. Von Dr. Emil Jacobsen. — Räthsel. — Correspondenz.

## Ihr eigener Herr.

Von C. von Dinklage.  
(Schluß.)

Am Montag würde schon die ganze Lagerperiode vergehen gewesen sein, wenn nicht der zerlumpte Bube, welcher den Korb des braunen Türken gebracht hatte, abermals erschienen wäre, um nach der Bäuerin zu fragen. Diesmal trug er nichts, aber er hielt die rechte Hand unverrückt in der Tasche seines Beinkleides, als sollte sie dort einen Gegenstand hüten. Wirklich empfing Lena ein weißes Papier, wie einen Brief, aber keine menschliche Seele konnte, außer ihr selbst und dem Boten, wissen, ob es wirklich einer war; ob es gar ein türkisches Schreiben sein mochte, blieb ganz unentschieden.

Lena, die sonst immer im Dunkeln zu Bett ging, nahm an diesem Abend die Lampe mit in die Kammer, weil sie noch beten wollte! Femi schlich sich auf ihren nackten Füßen vor das Schlüßelloch und sah richtig, daß die Bäuerin unverwandt in den türkischen Brief schaute. Als Femi nach einer guten Stunde wieder hinschlich, brannte die Lampe noch immer, und Lena las noch immer den türkischen Brief, der gewiß furchtbar schwer zu entziffern war. Wer ihr bei diesem türkischen Studium über die Schulter geblickt hätte, würde inne geworden sein, der Brief sei nur ein leeres weißes Papier, in welchem eine Photographie lag — das Bild des afrikanischen Prinzen in einer schmucken neuen Uniform, in der erhobenen Hand ein gefülltes Glas, als brächte er eben Lena's Gesundheit aus. Lena war keineswegs an Photographien gewöhnt, dieser geheimnißvolle, fast unheimliche Raub an dem sichtbaren „Ich“ des Menschen drang mit der vollen Macht der Neuheit auf sie ein, sie sah da und grubelte, was er gedacht haben möge, als er an sie dachte!

Lena war nicht krank, aber sie schlief nicht in dieser Nacht. Am nächsten Tage fuhr sie in die Stadt, zwei Tage darauf abermals, und dann ins Franzosenlager — ganz so, als gäbe es keine Arbeit mehr auf dem Bredebeckhofe zu thun, und die Pferde ständen nur des Hafers wegen im Stalle. Niemand, selbst Femi nicht, wußte, was vorging. Letztere wurde gar verwirrt, als sie den Befehl erhielt, zehn neue Grabsteine und zehn Aegte beim Schmied zu bestellen, auf das Ende der Woche. Die Bäuerin brachte aus der Stadt ein Duzend nagelneuer Zinnteller und ebenso viele Böffel mit, sie befahl dem Schäfer, einige „Schnucken“ auszufuchen, welche gut zum Schlachten seien, und als das große Kind, von der Weide heimkehrend, Lena's Hand legte, sagte sie still lächelnd: „Es hilft nicht, Blesse, du mußt doch daran!“

Einige Leute vernutheten, die Bäuerin rüste zu ihrer Hoch-

zeit, aber Matthes, der doch auch mit dazu gehörte, kam und ging, ohne daß seine Verlobte ihm auch nur eine Silbe davon sagte. Sie hatte immer geäußert: im Winter hätte man die beste Muße

zu lüften: „Femi,“ sprach Lena, „lauf zum jungen Bauern und sag' ihm, er soll den heutigen Tag zu meiner Arbeit kommen, und bestell' dem Schulzen, er soll Schlag Acht hier sein; wenn die Weiden da sind, soll auch mein ganzes Volk kommen, damit ich Allen Bescheid gebe!“

Wenn Lena das ganze Dorf gerufen hätte, sie würden alle gekommen sein, sogar die Schwerkranken, denn die allgemeine Neugier war bereits bis auf eine unnatürliche Höhe gesteigert. Als die Wanduhr zum Schlage ausholte, standen alle Berechtigten in der geräumigen Küche wie ein Mann, Lena bot dem Schulzen und Matthes einen Stuhl, setzte sich selbst gelassen nieder und sagte dann im ruhigsten Ton: „Ich thue Euch zu wissen, daß, von wegen des Krieges, meine Uferarbeiten und Stadwerke an der Enge bis heute nicht verneut werden konnten, weisen daß diesen Sommer keine Arbeiter da waren. Indeß muß vor dem Winter Alles in Ordnung kommen, damit mir die Wintersfluth den Eisch nicht unterwühlt, somit —“ Todtenstille, Lena erhebt ihre Stimme zu voller Kraft und Klarheit — „somit hat der Commandant mir ein zehn Stück Franzosen bewilligt, welche heute, von einem Landwehmann bewacht, die Arbeit anfangen. Du, Matthes, wirst mit dem Stadmeister die Aufsicht führen. Trine bleibt bei mir im Hause, Gert und Jan fahren mit den Pferden Busch und Erde zu, Ihr Andern geht bis zum Abend ins Moore zum Dorbringen. Laßt Euch zugleich gesagt sein, daß die Franzosen unter meinem Dache nicht neugierig angefaßt und nicht mit vornützigen Fragen belästigt werden sollen!“

Das betreffende „Volk“, unter demselben Femi, war keineswegs damit einverstanden, daß es die Bredebeckfranzosen nicht zu sehen bekommen sollte, aber es war eben keine Weigerung denkbar, und sie wanderten mit ihren Butterbröden und Trinkfesseln grolend ihres Weges. Während sie auswanderten, zogen in der That die Franzosen, unter ihnen Mahomed ben Ali, ein und machten sich mit mehr guter Laune, als praktischem Eifer an die Arbeit, indeß der Landwehmann, den „Ruhfuß“ quer über die Kniee gelegt, ihnen vom hohen Gmüser herab gemächlich zuschaute und sich wunderte, was die Kerle immer zu lachen und zu schnattern hätten. Mahomed, minder lebhaft, als seine Schicksalsgenossen, verrichtete seine Aufgabe mit einer herablassenden Würde, welche die Geschmeidigkeit seiner Bewegungen doppelt hervortreten ließ.

Er blickte von dem künstlichen Damm, den man der Strömung entgegen stellte, häufig an seinem Wächter vorüber den Weg am Ufer entlang, bis endlich seine schwarzen Augen listig und befriedigt aufblitzten, denn es schritt die Bredebeckbäuerin mit ihrer Magd daher, welche das Mittagessen herbei trugen. Mit wenigen Sätzen war er an ihrer Seite und befreite Lena's große, rothe



Hinter der Mühle.

Nach dem Delgemälde von Professor C. Lash.

zum Heirathen. Der Knecht brachte die doppelte Fracht Getreide zur Mühle, und Niemand wußte, wer die gute Gottesgabe essen sollte. Endlich, am Montag Morgen um sechs Uhr, nachdem die Bredebeckhausgenossenschaft ihr Gebet gesprochen hatte und ihre Morgensuppe gegessen, welche nach zweifündigem Dreschen sehr gut mundete, machte der Schleier des Geheimnisses Anstalt, sich

Hände ritterlich von ihrer Bürde. Es ist sonderbar, daß in gewissen Lebenslagen wir alle uns der Ursprache erinnern, die untern paradiesischen Voretern so glücklich jede grammatische Bildung verlor. Auch Mahomed sagte, während er den Blechfessel nahm, der Bäuerin viel schöne Dinge, indeß er nur sein „Du schöne Augen!“ murmelte, das bereits so tiefen Eindruck gemacht hatte, und in selbige Augen blickte, bis sie sich verschämt senkten. Sehr spröde Naturen vergeben sich nur dann eine Weichheit, wenn sie dieselbe mit einer Härte zudecken und vergessen machen. Kaum spürte Lena ihr erstes mädchenhaftes Herzklopfen, als sie sich geizig an Matthes, der gedankenlos dastand, wandte und rief: „Nun, Fant, hättest so gut, als der da sehen können ich habe schwer zu tragen, aber Du begreifst nichts, wenn man Dich nicht mit der Nase drauf stößt!“

Matthes Züge wurden trotzig und böse: „O, ich begreife doch Manches,“ entgegnete er finster, „Manches, das man nicht gerade in der Kirche abtaufen läßt, unter Anderm, weshalb die Bredebeck Lena ihre Uferbauten verneuen läßt!“

„Das begreift jedes nüchterne Kind!“ entgegnete die Verlobte stramm.

Nicht sobald war die Mahlzeit unter einen Baum gestellt, als die Franzosen sich um dieselbe mit größter Lustigkeit lagerten, zwischen ihnen der blonde, dicke, schwerfällige Landwehrwächter, den sie wie Kinder hänselten und neckten und ihren „cher papa!“ riefen, was derselbe mit breitem, gutmüthigem Lächeln aufnahm; offenbar unterhielt ihn seine Schaar, und der Nationalhaß war unter der Püchelhaube, die den dicken Schädel deckte, vorläufig so gänzlich vergangen, wie der letzte Funke in einer erkalteten Tabakspfeife, die, mit dem Portrait Moltke's geschmückt, neben ihm im Graze lag.

Nach eingenommenem Mahle trat eine Raftzeit ein, der Landwehrmarsch blinzelte mit den Augen, die Franzosen streckten sich auf die Erde, sprangen aber alle paar Minuten wieder auf, warfen einander mit Eiteln und trieben allerhand ziemlich anstrengende Kurzeil. Mahomed trat zu dem Weidenbusch, unter welchem Lena saß, diese fragte ihn laut, wie ihm die Speisen geschmeckt hätten, und leise: „Möchtest Du entfliehen, Türke?“

Wieder blickte es über das braune, schmale Gesicht, dann sagte er traurig: „Biel gefährlich!“

„Gefährlich,“ entgegnete Lena, „o ich fürchte mich vor nichts in der Welt und außerdem, ich bin reich, ich bin mein eigener Herr!“

„Mahomed bei Dir bleibt, Du schöne Augen!“ flüsterte der Turke feurig und beugte sich, um Lena's Hand zu fassen.

„Still,“ warnte sie, „der da ist mein Verlobter, ich bin seine Braut!“

„Ich ihn schlagen todt!“ entschied der Prinz.

Lena starrte ihn entsetzt an: „Fui, wie magst Du so etwas denken, ich bin ja nicht gezwungen, ihn zu heirathen, wenn —“

„Wenn?“ fragte der Prinz, der große Mühe hatte, ihren breiten, hochdeutschen Dialekt zu verstehen.

„Wenn,“ sprach Lena entschlossen, „mir ein Anderer besser gefallen thut!“

„Mahomed Dir gefallen?“ forschte er, die dunkeln Augen tief in die ihrigen versenkend.

Sie spielte mit den Weidenästen, und ein bräutliches Roth überdeckte ihr Antlitz. Plötzlich brach sich ihr herrliches und selbstwilliges Temperament Bahn, und sie rief mit lauter Stimme: „Ja!“

„Ja, ja!“ wiederholte Trine, die, mit Zusammenräumen der Geräthschaften beschäftigt, eine Mahnung zu größerer Eile zu nehmen glaubte. „Ja, ja, wenn ich Alles allein thun soll, dann geht's nicht hastiger!“

Lena erhob sich und half ihr, wonach Beide sich auf den Heimweg machten. Die Bäuerin bereute nicht, was sie gesagt hatte, sie empfand im Gegentheil, seit sie Mahomed so entschiedene Hoffnungen gegeben, die Erinnerung milder bitter, welche seit Matthes und Femi's Bwiesprach gleich einem Widerhaken in ihrem Gedächtnisse haftete.

Matthes zurückzuweisen war leicht, aber den Prinzen auf der Höhe eines Bredebeckbauern zu befestigen — das war schwieriger, am besten schien ein Abtaufen des Aufgebots, eine rasche Trauung — und dann mochten die Thatsachen reden! Freilich, bis zum Frieden, der Mahomed auf freien Fuß setzte, mußte der Plan geheim gehalten werden, aber Lena's Geist schreckte vor allem dem nicht zurück, um so weniger, als ihre Augen mit jener liebenden Blindheit geschlagen waren, die gar keine Unmöglichkeiten anerkennen, als höchstens die: dem geliebten Gegenstande zu entsagen! Herkommen und Bauernsitte — was waren sie heute für die rüstige Bäuerin? Ein alter, nutzloser Blunder, der sich längst überlebt hatte — man muß nur klüger sein, als dieses hartköpfige Bauernvolk, so überflügelt man sie doch endlich. Welches Mädchen im Kirchspiel hatte einen Freier gleich Mahomed aufzuweisen? Lena erschien sich fast eine Königin, denn sie glaubte sich geliebt, sie glaubte stolzeres erreicht zu haben, als alle Anderen. O die Liebe! Der Frühling in Island soll das Wunderbarste sein, das die Phantasie sich auszumalen vermag — so rasch und zauberhaft entwickelt sich die Vegetation, so scharf stehen die Contraste des hohen Nordens und der blühenden Natur nebeneinander. Lena war ein lelzumwühltes Island — aber der Lenz ist dort so kurz.

Femi, die im Grunde das verzogene Kind der Hausgesellschaft war und ihrer Jugend und Zierlichkeit wegen im Allgemeinen nicht zu schweren Arbeiten gezogen ward, empfand ihre Verbannung ins Torfmoor mit großer Unzufriedenheit; heimkehrend ging sie zögernd hinter den andern Arbeitern drein, neben dem Bruche setzte sie sich nieder und rief den Voranschreitenden nach, sie möchten die Franzosen gehörig anschauen, hier draußen sei's doch besser. Vielleicht würde Niemand im Hause, das von den Franzosen durchschwärmt wurde, die Abwesenheit des Schwarzkopfes bemerkt haben, wenn nicht Matthes aus seiner tüchtigen Schweigsamkeit erwacht wäre, um in scharfem, ihm sonst so fremdem Tone zu fragen: „Wo ist Femi?“

„Wo wird sie sein,“ entgegnete schnippisch die Jungemagd, „in ihren Kleidern! Sie sitzt an Höper's Wiege und sieht in die Wolken!“

Die anderen Leute lachten, Matthes aber sagte: „Es ist eine Schande werth, das arme Kind mit solcher Pferdebearbeitung zu quälen!“ und schaute Lena dabei herausfordernd an. Die Bäuerin vernahm den Vorwurf kaum, neben ihr lehnte Mahomed und flüsterte ihr sein: „Du schöne Augen!“ in die Ohren, eine Mittheilung, deren öftere Wiederholung ihr nichts von ihrem Zauber zu rauben schien.

„Femi? Femi?“ sprach aufmerksam und sinnend der Prinz.

„Wer sein Femi?“

„Meine Magd!“ entgegnete Lena hochmüthig.

Matthes stülpte seine Mütze auf und verließ den Hof, indem er der bezeichneten Wiege zuschritt. Femi saß noch da und blickte richtig in die Wolken, die Arme um die Kniee geschlungen.

„Nun, Schwarzkopf!“ rief Matthes, „weißt Du's schon?“

„Was soll ich wissen?“

„Uniere Bäuerin, die stramme Bedebekerbin, das Tugendmuster der Gemeinde, hat eine Freierei mit dem Türken, mit dem braunen Gaudieb angefangen!“

„Einmal mußte ihr Tag kommen!“ antwortete Femi gelassen. „Was geht's uns an?“

„Du willst mich zum Narren haben, Mädchen —! Was es mich angeht? Sehr viel, Alles, sie ist meine Braut und soll mir Rede stehen!“

Femi lachte, als er sich so erhitzte. „Armer Junge!“ rief sie, „und ihr hattet Euch so drückelstet miteinander!“

„Nein, lieb hatten wir uns nicht, gar nicht, Femi, für mich lebt nur ein Mädchen in der Welt, und das bist Du, Femi, damit Du es nur weißt! — aber dieses Weib, diese Lena, soll nicht denken, sie kann mit uns Anderen spielen, weil sie Geld hat!“

„Weshalb laßt Ihr mit Euch spielen? jetzt schimpfst Du, aber wenn sie da steht, lenkt sie Dich am Schürzenband, und Du wehrst Dich nicht so viel, als ein Ziegenlamm von vier Wochen!“

„Steh jetzt auf und komm!“ heischte Matthes mit rauher Stimme, „es schickt sich nicht, daß ein Mädchen bei kommender Nacht auf der Landstraße sitze!“

„Die Landstraße ist meine Mutter!“ entgegnete Femi, indem sie aufstand und ihm folgte.

„Wäre gut, Schwarzkopf, Du hättest Jemand, der besser für Dich sorgt als diese Mutter und liebevoller, als die Bäuerin; glaubst Du, ich würde Dich recht halten, wenn ich Dein Mann wäre?“

„Darüber wollen wir uns nicht den Kopf zerbrechen, Matthes, denn das kann nie sein, wie Du auch gut genug weißt, Du bist Deiner Freundschaft schuldig, eine Frau mit Geld zu bringen!“

„Nun aber, angenommen es stände anders, wär' ich Dir recht, hast Du Jemand lieber, als mich?“

„Frag' nicht so!“ zürnte Femi, „kaum verurtheilst Du die Lena und schon thust Du wie sie — aber ich will Dir doch meine Gedanken sagen, sieh, mich wundert es nicht, wenn die Bäuerin von Dir abfällt, Du bist wie ein Feuer, das immer raucht und nie brennt — man hat alles Schlimme und nichts Gutes davon!“

Matthes erwiderte nichts, vor dem Hofe blieb er stehen, schickte den kleinen Knecht hinein und ließ die Bäuerin auf ein paar Worte herausbegehren. „Jetzt, Femi, geh' ins Haus,“ sprach er ernst und ruhig, „ich fange an zu brennen und will wissen, woran ich mit der Lena bin!“

Nachdem Femi den Rücken drehte, that Matthes noch rasch einige Züge aus seiner Branntweinflasche, er mußte dem Feuer in seinem Busen doch noch nicht so recht trauen, weil er so gefühllos nachgezogen. Natürlich wartete er, auf einem Holzstoß mit schlenkernden Füßen sitzend, so, daß man sein Gesicht vom Hauje her nicht sehen konnte, er sah somit auch Lena nicht und merkte ihr Kommen nur an dem Schall ihrer wuchtigen Tritte. „Was kommt Dir in den Sinn, Matthes, mich herausrufen zu lassen, habe ich nicht heute ohnedem gerade Arbeit genug und übergenug? Weshalb kommst Du nicht ins Haus?“

„Ich gehe nicht mehr in Dein Haus, Lena, ehe ich nicht weiß, wie ich mit Dir daran bin! Ich ließ Dich rufen, um das von Dir zu hören!“

Lena schrak zusammen, soviel Entschlossenheit hatte sie Matthes nicht zugezogen, sie, die stets so That- und Entschlußfertige, war in diesem Augenblick auf eine entscheidende Antwort völlig unvorbereitet.

„Kinderei!“ rief sie, „Du hast wohl einen über den Durst genommen?“

„Ich bin kein Kind, ich bin Dein Bräutigam und verlange Antwort — entweder geht der braune Lump da drinnen, oder ich gehe!“

„Matthes, sei vernünftig, wie magst Du solche Dinge reden!“ begütigte Lena, er aber stellte sich mit funkelnden Augen vor sie, erfaßte mit scharfem Griff ihre stämmigen Schultern und sagte feuchend: „Keine Umstände — welchen von uns willst Du — ihn oder mich?“

„Ich!“ entgegnete Lena stark und richtete sich in ihrer ganzen imposanten Höhe auf. „Ich, ich bin mein eigener Herr und kann thun, was mir beliebt!“

Matthes Hände glitten von ihren Achseln hernieder, er wurde sehr blaß und — gestehen wir's, sehr nichtern, denn er hatte wirklich einige Gläser über den Durst getrunken und zwar im Zorne.

„Gut, gut!“ murmelte er, „ich will nur hineingehen und meine Pfeife holen und es der Femi sagen, daß — daß —!“

Matthes schwankte, und Lena sagte mitleidig: „Ja, komm' hinein, eine Tasse Kaffee wird Dich wieder auf die Socken bringen!“

Sie legte ihre derbe Rechte unter seinen Ellenbogen, und Beide schritten, ein Bild liebender Eintracht, der Küche zu, welche in den Bauernhäusern an den Ufern der Unterems zugleich als geräumiges Wohngemach dient. Was aber Matthes und Lena dort erblickten, das ließ sie alle eigenen Zerwürfnisse vergessen und brachte Matthes rascher auf die Socken, als eine ganze Kanne voll des stärksten und besten Kaffees.

Inmitten der lebhaft gesticulirenden und durcheinander redenden Franzosen stand Mahomed, und von seinen Armen umschlossen, das Köpfchen an seine Brust geschmiegt, lehnte Femi und blickte mit thränenvollen Augen zu ihm empor, der ihr krauses Haar streichelte und ihre junge, unentweichte Stirn küßte. Ein Schrei, ein unheimlicher, halb ersticker Ausruf qualvoller Wuth, machte die Gruppe zusammenschrecken, aber im selben Moment war auch schon Matthes an der Seite des braunen Prinzen, hatte Femi von ihm hinweggeschleudert, und es begann zwischen Weiden ein lautloses, grimmes Ringen, das offenbar auf Leben und Tod hinausging. Der Araber hatte alsbald seine scharfen Zähne in Matthes linken Arm gegraben, so daß das Blut herniedertröpfelte, und Matthes bemühte sich, mit der rechten Hand den Gegner zu erwürgen. Letzteres würde vielleicht gelungen sein, wenn sich nicht die übrigen Nothhosen ihres Cameraden angenommen hätten, indem sie insgesammt über Matthes herfielen und ihn in bedrohlicher Weise mißhandelten. Matthes hielt sich für einen verlorenen Mann und trachtete nur, zu besserer Gegenwehr, mit dem Rücken an eine Wand zu lehnen, da fuhren die Kämpfenden, welche der Landwehrmann vergebens bedroht und beschworen hatte, plötzlich auseinander und ließen von dem blutenden Matthes ab, dessen Kleider zerfetzt und abgerissen waren — zwischen den Parteien stand Femi und schwenkte ein brennendes Holzstück,

ihre Augen sprühten durch die wogenden Rauchwolken. „Ihr Hallunken, ihr Mörder!“ rief sie, „seid Ihr Bestien, daß Ihr ein Dugend, über einen Einzigen herfallt? Zurück, Gesindel, wer sich naht, dem schlage ich mit meinem Kloben den Schädel ein!“ Der Zorn hat ebenjowohl seine nicht mißzuverstehende Ursprache, als die Liebe; die Franzosen begriffen vollkommen, was das Mädchen sagte, und fügten sich alsbald gehorjam den Anordnungen des Landwehrmannes, welcher auf augenblicklichem Rückmarsch ins Lager bestand, um sich jedweder persönlichen Verantwortung zu entziehen. Mahomed wollte Lena die Hand reichen, aber sie wandte sich ab. Femi beschäftigte sich mit dem ohnmächtig daliegenden Matthes und sagte traurig: „Gott verzeihe Dir's, Mahomed ben Ali, wenn er getödtet ist, sein Leben ist mir mehr, tausend Mal mehr werth, als mein eigenes!“

Es ist nicht zu ergründen, woher bei plötzlichem Regentwetter in der Stadt auf einmal unzählige Regenschirme kamen, indeß man zehn Minuten zuvor Niemanden mit einem Regenschirm bemerkte, und woher bei aufregenden Ereignissen die neugieriger Zuschauer gleichsam aus der Erde erwachen, selbst bei schwach bevölkerten, ländlicher Umgebung. Die Bredebeckische war, trotz ihrer Geräumigkeit, alsbald mit Gassen und Klagen gefüllt, indeß Femi, von den Knechten unterstützt, den Bewußtlosen auf ein Bett trug und seine Wunden wusch und verband. Lena saß starr und theilnahmlos mit fest verschlungenen Händen da und blickte in das Herdfeuer, über dem die Kochtöpfe mit der Abendmahlzeit für die Franzosen hingen. Niemand heizte nach, Niemand hob die Töpfe ab, und die Herrin bemerkte nicht, daß Alles wirr durcheinander ging, daß Matthes junge Schwestern weinten und die Uebrigen schwagten. Die Bäuerin lehnte da, wie eine im jähen Wirbelwind entwurzelte Eiche. Als sie sich wohl durch eine Stunde gar nicht gerührt hatte, ward ihr Anblick den Leuten unheimlich, sie umgingen die Regungslose in einem großen Bogen und flüsternd nur gedämpften Tones. Femi, nachdem ihr Pflegen erwacht, verbunden und mit Camillenthee versorgt worden näherte sich der Gestrengen, legte ihre kleine Hand auf Lena's Schulter und sagte: „Ihr könnt Gott danken, Bäuerin, daß der Matthes keine ernstliche Verletzung davon trägt, der Schäfer meint in sechs Wochen könnte er wieder frisch und gesund sein!“

„So?“ entgegnete Lena gedankenlos. „Wie sagtest Du?“ fragte sie noch einmal und rieb sich die Stirn.

Femi wiederholte die vorige Mittheilung und bat ihre Herrin, in die freie Luft hinauszugehen, damit sie sich recht besinne, und der Schwindel sich verliere. Es war keine Wohlthat für die Bäuerin, daß das Schwungrad ihrer Denkkraft wieder in Bewegung gesetzt wurde, ihre Glieder zitterten, und sie vermochte nicht sich zu erheben. „Wie kam es, daß der Türke Dich in seinen Armen hielt?“ stieß sie feuchend hervor.

„Mahomed ist der Freund meiner Jugend,“ erklärte Femi, „der mich bei jeder Vorstellung unserer Truppe in einer Schießbarre auf einen Thurm, oder wohin auf das Seil gespannt war, schob, Ihr wißt, ich gehörte Niemandem an!“

„Also bei den Seiltänzern und Gaukelspielern war er?“ So ist er wohl kein afrikanischer Prinz?“

„Ich weiß das nicht, doch sagte er mir einmal, sein Vater sei Wasserträger in einer Stadt Cairo, weit weg übers Meer! Auch ist er kein Christ, wie wir, sondern hat den Türkenglauben.“

„So — so!“ murmelte Lena, und ihr Kopf sank schwer in die Hände. „Kein Prinz — und auch kein Christ!“

„Matthes hat eine böse Bißwunde am Arm und einen Schlag auf der Schulter!“ theilte der Knecht in unnöthiger Geflissenheit mit.

„Ja, ja!“ entgegnete Lena ohne aufzublicken, „mein ehrliches Haus ist wie eine Mördergrube, und das Volk von der Landstraße hat darin zu commandiren — ich weiß nicht, wer Herr ist — ich weiß es nicht!“

„Ach Du Barmherziger, der Krieg,“ jammerte Trine, „der ist an Allen Schuld, und dies ist das Aller schlimmste!“

Lena erhob den Kopf und in ihrer früheren unterschiedenen Art rief sie: „Schweig, dumme Gans — an diesem hier ist der Krieg nicht Schuld, an diesem nicht!“ Dann versank die Bäuerin in ihr voriges Brüten.

Am nächsten Morgen blühte den Dorfbewohnern, denen eigentlich die ganze Sache im Bredebeckhose noch zu glimpflich abgelaufen war, eine andere Neuigkeit — eine, die unerklärlicher blieb, als mehrere Todtschläge und sonstige Frevelthaten — die Bredebeck-Bäuerin war in der Nacht auf und davon gegangen und hatte dem Kinde, der Femi, die Caffe und die Regierung der Wirkthchaft, bis zu ihrer Rückkehr, anvertraut. Unglaublich, aber wahr. Femi wachte in dieser Nacht des Verwundeten wegen, welcher feberte und öfters zu trinken begehrte. Aber wenn sich Matthes ruhig verhielt, da siegte doch die Müdigkeit über seine junge Pflegerin; sie legte den Kopf an die glänzende, saubere Fliesenwand neben dem Herde, und die dunkeln langen Wimpern sanken tiefer und tiefer, bis sie fest geschlossen waren. Jedoch die Tochter der Landstraße schläft nicht so fest, als andere Bauernkinder, die immer zwischen mächtige Federpfeile gebettet wurden; sie gewahrte, halb im Traume, wie Lena aus ihrer Kammer trat, die Mähe des Feuers zur Seite schob und mitten in die blosgelegten Kohlen jenen Weidenkorb mit dem Kartoffelbouquet setzte, der sie vor noch so kurzer Zeit so hoch erfreut hatte. Als das Geflecht vom Feuer ergriffen war, zog die Bäuerin richtig aus ihrem Halsstücke auch den türkischen Brief, sie blickte hinein, aber lesen konnte sie gewiß nicht, denn schwere und immer häufigere Thränen quollten aus ihren blauen Augen hervor und liefen an dem Tuche bis auf die Schürze hernieder. Dann sank auch der Brief in die Flammen. Diese fielen in kurzem zusammen, Femi gewahrte nichts, bis dicht an ihrem Ohre ihr Name geflüstert wurde: „Komm, Kind!“ sprach Lena, „ich wecke Dich, um Dir zu sagen, daß ich Dich an meine Stelle setze, während ich auf eine Wallfahrt gehe, hier in der Kiste liegt das Geld, die Arbeiten gehen ihren gewiesenen Weg, Sorge daß Jeder sein Recht bekommt, bete dem Volke vor, und wenn es Euch so ums Herz sein sollte, so betet für Helena Bredebeck!“ Sie hüchtete sich bei diesen Worten und küßte den Schwarzkopf. Femi sah, daß sie schon ganz zur Reife gerüstet war und nun noch ein großes Stück Schwarzbrot einsteckte. „Nehmt doch vom Stuten (Roggenbrot mit Hefen gebacken),“ bat die Kleine, „wir haben's ja doch im Ueberflusse!“

„Nein, nein,“ wehrte Lena, „ich habe mich zu hoch gehalten und bin erniedrigt worden, wer sich selbst erniedrigt, der — nein, nein,“ unterbrach sie sich, „eßt und trinkt und laßt Euch's nicht kimmern, was mit mir ist. Du, Femi, handle in Allem so, als ob Du meine Tochter wärest, und der Matthes soll sich keine Unruhe machen, ich habe eine Schuld gegen ihn, und die Bredebeck Lena bleibt nichts schuldig. Gott befohlen!“

So ging sie in die Nacht hinaus.

Viele Leute sagten, Lena käme nie zurück, aber nach sechs Wochen kam sie doch wieder. Es war jetzt schon Herbst, und Matthes wohnte bereits wieder seit einigen Wochen bei seinem Vater. Die Bäuerin kam zurück, als wäre sie gar nicht fort gewesen, d. h. sie sprach mit keiner Silbe, wohin sie gegangen, noch daß sie überhaupt gegangen sei.

Sie billigte die Arbeiten, welche inzwischen hergestellt waren, Abends sagte sie zu Femi: „Kind, Du sollst von jetzt mit in meiner Kammer schlafen, weil Du meine nächste Angehörige bist!“

Am nächsten Tage fuhr sie mit Femi in die Stadt und kaufte eine Menge Kleider für die Kleine, und der Schneider nähte mit seinen Gesellen vierzehn Tage daran. Auch die Näherinnen hatten zu thun, und die Mägde fragten boshaft, wo denn an der kleinen Femi Platz für das Alles wäre?

Als Alles zu Stande war, wurde zu einem Mittagessen gerufen, und der Knecht fuhr eines Morgens in die Stadt, um einen dicken Herrn mit schwarzem Rocke und einer Brille herauszuholen, zugleich kamen der Parrer, Matthes und sein Vater, der Schulz und ein anderer Nachbar. Lena sagte, sie wolle eine Beschreibung machen, und hernach sollten Alle essen, soviel sie nur könnten. Als sie alle in der Stube um den grünen Wachstuchisch saßen, und der schwarze dicke Herr schon ein ganzes Buch weißes Papier vor sich gelegt hatte, faltete Lena ihre Hände und blickte einen nach dem andern ernsthaft an. „Ich habe Euch gerufen,“ sagte sie, „um Euch mitzutheilen, daß es mir zu schwer wird, mein eigener Herr zu sein, mein innerer Herzensstimm, mein Name und mein Haus sind nicht geliebt, wie sie sollten, und ich hätte größeres Unrecht gethan, gegen die Kirche, mich selbst und alle Anderen, wäre ich nicht gewarnt. So bin ich gewillt das Kind Femi als meine Tochter selbsten und ihr Alles zu geben nach meinem Tode, wenn sie Matthes heirathet, der auf die Art dennoch zu dem Bredebechhofe kommt. Ich entziehe den Kindern nichts, außer eine Schenkung für die Kirche, gedoppelte jährliche Almosen und fünf-hundert holländische Gulden für den Türken Mahomed! Er soll sie, wenn er frei wird, bekommen, damit er nicht mehr zu einem gefährlichen oder mißachteten Gewerbe zu greifen braucht. Er darf nicht denken, eine Ehr' ist in vergähe ihrer Worte, und ich habe ihm Worte gesagt, die so gut wie Versprechungen klangen! Nimmst Du Alles das an, Matthes, und gibst mich dafür frei?“

„Ich hatte Dich schon frei gegeben vorher, Lena, Du weißt es, ich danke Dir, aber Du bist mir nichts schuldig. Wir könnten nach Deiner Weise sehr zufrieden leben, aber Du bist gewohnt zu commandiren, und ich und Femi!“

„Ja, ich bin es gewohnt, ich habe mich deshalb sechs Wochen geprüft und hoffe, es soll Alles mit Recht zugehen, rufe Femi herein!“ Femi stürzte sich an Lena's Brust und weinte und lachte und küßte sie: „Mutter! Mutter! ich habe eine Mutter!“ rief der Schwarzkopf.

„Ja, ja!“ sagte Lena und drückte das zarte, junge Mädchen an sich, „commandiren konnte ich schon, aber Andere beglücken und mich lieben lassen, das lerne ich jetzt, und das ist besser, als sein eigener Herr sein!“

### Herbstlied.

Welkt der Herbst das Laub am Baum:  
Neues treibt dahinter,  
Und den schönsten Frühlingstraum  
Träumt das Herz im Winter.

Ob der Keim den Kern gesprengt,  
Dem der Baum entpflanzet:  
Hält die Frucht, die oben hängt,  
Manchen Kern umschlossen.

Springt der Quell in Brauselust  
Hoch vom Berg hernieder:  
Nährend heult der Wolken Brust,  
Was er gab, ihm wieder.

Muß auch Alles, was besteht,  
Zur Vernichtung wandern:  
Was in einer Brust vergeht,  
Aufersteht in andern.

Hat Dein Aug' oft trüb' gewacht,  
Thränenheiß besudelt;  
Hat Dir doch in dunkler Nacht  
Mancher Stern geleuchtet.

Alles wechselt und verweht,  
Festes muß zerrinnen,  
Doch was außen untergeht,  
Aufersteht von innen.

Lebe würdig jedem Glück,  
Aber lern' entsagen,  
Denk' an altes nicht zurück,  
Neues zu erjagen.

Weiß doch Keiner, was ihm frommt  
Hier auf dunklem Pfade —  
Keiner zwingt das Glück, es kommt  
Unverhofft als Gnade.

Friedrich Bodenstedt.

### „Ein Liebesdienst“ von Siegert und „Hinter der Mühle“ von Lask.

Die Deutschen des siebenzehnten Jahrhunderts, ehe der große Krieg ihren Wohlstand vernichtet, ihrer Sitten Freundlichkeit verwilbert, die Lust aus dem Lande vertrieben hatte, wußten zu leben und ihr Leben zu schmücken. Als jenes gräßliche Verderben über das Herz Europa's hereingebrochen war, flüchtete sich diese Lebens- und Schmückungskunst in den gesicherten Winkel der Niederlande. Während Glend und Verzweiflung in deutschen Landen in Nord und Süd einzogen, die Bevölkerungen ganzer Dorf-, ja ganzer Landschaften nicht nur am Besitz verarmt, sondern völlig geistig und leiblich zu Grunde gingen, vom Jammer und Tod in jeder Gestalt dahingerafft wurden, übernahmen die Holländer gleichsam die Erbschaft ihrer germanischen Stammverwandten. Im gesicherten Genuß der durch ihren heroischen Opfer-

muth erkämpften, durch ihre Manneskraft und Tüchtigkeit gesicherten nationalen Freiheit, durften sie sich manches Jahrzehnt behaglich der reichen Früchte erfreuen, welche ihnen der mächtig erblühte Handel und der Gewerbfleiß in üppiger Fülle zuführte.

Von diesem glücklichen Zustand der Niederlande in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gibt ihre Kunst, ihre Malerei uns heut noch das sprechendste Zeugniß. Sie gibt dasselbe schon durch ihr Dasein allein, durch die herrliche heit' re Blüthe, wie sie nur auf dem Boden und in der Luft eines gesunden, kräftigen und glücklichen Volkslebens zu gedeihen vermag, und gibt es mehr noch durch das, was sie mit besonderer Liebe schildert, durch das reizende Spiegelbild des damaligen Lebens, das sie aus tausend in Farbenpracht leuchtenden Tafeln, in unverweklicher Frische und Liebeshwürdigkeit der Erscheinung auch uns noch zurücktrahlt. So ist es nicht die vollendete Kunst der Zeichnung und Malerei, nicht die Feinheit und Schärfe der Beobachtung, nicht die Stimmung allein, woran wir uns in diesen Lebensbildern, wie sie uns die Schule der niederländischen Genremaler jenes Jahrhunderts in Menge hinterlassen hat, erfreuen und erquicken. In nicht geringerem Grade interessirt und erfreut uns der Anblick jenes Lebens selbst, das sie so treulich schildert, die Erscheinung jener nie untergegangenen Wirklichkeit, wie sie das unbewußte Kunstgefühl der Nation und der Zeit, im Verein mit dem gesicherten Behagen und Wohlstand damals und dort gestaltet hat.

In dieser doppelten Hinsicht sind die derartigen Gemälde der niederländischen Meister des siebenzehnten Jahrhunderts ein ewiges Muster, Quelle und Gegenstand des Studiums ihrer heutigen Nachfolger, der Genremaler des neunzehnten. Nicht nur die unerreichbar scheinende Kunst, das zugleich treffendste und reizvollste Bild der wirklichen Dinge zu zeigen, wollen diese von ihnen lernen, sondern ebenso aus ihnen das wahre Gesicht, den „Körper der Zeit“ selbst, sich wohl bewußt, daß derselbe auch dem heutigen Maler, welcher uns bestimmte Lebensformen und Sitten schildern will, noch immer ganz andere Vortheile bietet, als die ihn heut in modern civilisirten Landen umgebende, vom künstlerischen Geist so ziemlich verlassene, Wirklichkeit.

Moderne französische Meister haben es bekanntlich ziemlich weit gebracht in der Fähigkeit und Kunst, gestützt auf ihre niederländischen Vorbilder des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, deren Menschen, deren Sitten, deren vollständiges äußeres Costüm in Tracht und Hauseinrichtung, wieder in ihren Bildern lebendig werden zu lassen. Ich brauche nur die Namen Meissonnier und Jamacois zu nennen, denen wieder eine ganze Schaar von Nachahmern gefolgt ist. Genau wenig hat es in Düsseldorf, Berlin und München an solchen Schülern der Holländer in jenem doppelten Sinn gefehlt. Die Düsseldorfer Schule zumal hegt in sich, neben oder gegenüber den Malern der realen Gegenwart des Bauern-, wie des heutigen Salon-, Soldaten- und einfachen Bürgerlebens, eine starke Gruppe, welche mit mehr oder weniger Glück ihre Aufgabe und ihre Befriedigung in einer möglichst gewissenhaften und getreuen Wiedergabe der Erscheinungsformen des sechszehnten und siebenzehnten und neuerdings auch wohl des achtzehnten Jahrhunderts suchen. Siegert, der Maler dieses lebenswürdigen „Liebesdienstes“, welcher auf der letzten großen Berliner Kunstausstellung sich und seinem Titor so viele Freunde erwarb, gehört mit zu dieser Gruppe. Niemand wird ihm abstreiten, daß er sich seine Niederländer gut angesehen, treu, sorglich und aufmerksam in den Acten, den gemalten Documenten jener ferneren Tage studirt und, was er erreichen mochte von jener „Urväter Hausrath“ zusammen gebracht habe, welcher seinen Bildern einen gewissen Duft von Echtheit gibt, der seinem divinatarischen Blick alle Ehre macht. Die Vorgänge freilich, welche er liebt, in solchem Costüm aus der letzten Hälfte des sechszehnten und der ersten des siebenzehnten Jahrhunderts gekleidet uns vorzuführen, gehören meist keiner bestimmten Zeit und keinen bestimmten, auf eine solche beschränkten Sitten an. Aber die dargestellten Scenen stehen andererseits mit diesen Sitten und dem gern gewählten malerischen Costüm nicht in Widerspruch und können und werden sich in jedem Jahrhundert wiederholen. Daß Josen auf mehr, als freundschaftlichem Fuß mit den Vertretern der bewaffneten Macht zu stehen pflegen, war sicher im siebenzehnten Jahrhundert so bekannt und so gebräuchlich, als im neunzehnten. Ob der Soldat Muskete oder Heldebarde, Käppi, Fiedelhaube oder Federhut, ob er Panzer oder Waffenrock, sammetne Bluderhose bis zum Knie oder graue Tuchhose bis auf den Spann, schwarze Binde oder weiße Krause, trägt — das ändert nichts an der vom Naturgesetz bedingten, ewig menschlichen Thatsache. Auch die Josen Penelope's haben sicher bereits in diesem Punkt von allen ihren Schwestern in allen Jahrhunderten keine Ausnahme gemacht, — und die Herrinnen seit der Venus bedenklichem Beispiel wohl auch nur selten. Aber wenn man im Herzen befreundet ist, dem leistet man gern einen Freundschaftsdienst: die Durstigen zu tränken gehört ja zudem zu den obersten Geboten des Evangeliums, ja zu den „sieben Werken der Barmherzigkeit“ selbst! Drinnen im stillen Speiseaal sitzt die Herrschaft, echte Patricier Altniederlands, die Herren von der üppigen Lodenpracht unwallt, die Damen, steifragig, wohlgenährt, bequem und behaglich im bauschigen Seidenbrokat, der um ihre vollen Glieder rauscht. Hier im Vorzimmer, wo jedes Ding seine rechte Form, seinen rechten Platz, seine rechte Farbe hat, Alles sich in reicher und anmüthiger Harmonie zum gefälligen Ganzen fügt, Tapete und Holzwerk, Glas und Geschirr, Möbel und Geräth, ist die aufwartende hübsche Jose an der reich geschmückten und besetzten Credenz beschäftigt, die zierlichen Gläser zu füllen, von denen in einigen auf den Tisch gestellten bereits das purpurne und goldne Maß funkelt. Da steht der bewaffnete männliche Freund ihres warmen Herzens, der tapfere Hatzdier so nahe, Wacht haltend an dieses Credenzzimmers Pforte. Ihm trägt keiner auf, wie denen da drinnen; das Weiß verbiente diesen Namen nicht, wenn nicht zartes liebevolles Mitgefühl in seinem Busen lebte. Wenigstens einen vollen Trunk soll Jener haben, seine trocknen Lippen zu legen und einen Theil der Tantalusqual von seiner Seele zu nehmen. Hastig und doch mit Grazie reicht sie ihm den Becher zum nahen Munde herüber. Die da drinnen warten darum höchstens einige Secunden länger, denn selbst, wenn er zum Dank für dies Werk der Barmherzigkeit, sich entsinnend, daß bärtige Männerlippen noch zu anderem Thun gut sind, als eines kalten Kelches Rand zu drücken, die feinigsten auf ihren frischen warmen Mund pressen sollte — ach, wir wissen es ja: „wie Träume fliehn die schönsten Küsse“, auf eine Secunde kann ein Duzend kommen, und die Herrschaft drinnen wird so wenig etwas von dem, was von ihrem Wein genommen, als von dem, das ihrer Jose rothen Lippen gegeben ist, spüren, denn „Neuer Mond und geküßter Mund sind gleich wieder hell, frisch und gesund.“

Wenn Siegert's lebenswürdige Schöpfungen uns die Welt

fast ausschließlich in der Gestalt und Tracht zeigen, welche sie im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert trug, so zieht kein Düsseldorf College Lask — dem deutschen Publikum nicht minder beliebt und bekannt wie er — es vor, auf minder weitem Umwege zu seinen Bildern zu gelangen. Das rheinische und westphälische Dorfleben ist seine Lieblingsphäre. Wie so viele unserer Maler ist er auf dem Wege vorgebrungen, welchen die deutsche erzählende Dichtung seit Zimmermann mit so glänzendem Erfolg eingeschlagen hat. Diese Maler sind gegen die Dichter dabei noch im Vortheil. Sie laufen viel geringere Gefahr, den Vorwurf auf sich zu laden, daß sie ihren Bauern, ihren Burtschen und Dinnen den Ausdruck von Gedanken und Empfindungen in den Mund legten, welche dieselben, ihrer ganzen Lebens- und Bildungssphäre nach, unmöglich denken und fühlen konnten, ein Vorwurf, dem auch unsere besten Vorjüngstenerzähler nie ganz entgangen sind. Der Maler hat es mit der Erscheinung zu thun und mit allem Seelenleben seiner Gestalten nur in so weit, als es sich durch deren stumme Sprache, durch Mienen und Bewegung, ausdrückt. Durch den realistischen Sinn unserer Zeit ist er glücklich der Pflicht enthoben, von der Wirklichkeit, welche sich seinem beobachtenden Auge bietet, idealisirend hinweg zu nehmen oder zu ihr hinzu zu fügen. Freilich wird es ihm keiner zum Fehler anrechnen, wenn er auch aus dieser bestimmten Sphäre seine Gegenstände so wählt, daß seine Bilder derselben nicht allein durch Echtheit im Charakter und durch ihre rein malerische Wirkung den kunstverständigen Beschauer interessieren, sondern durch allgemein menschlichen Gehalt auch die allgemein menschliche Theilnahme anregen. Lust und Schmerz, Liebe und Haß, Freude und Jörn sind solche Seelenregungen, die allen Menschengeschlechtern, welcher Kopfsputz auch das Haar des Hauptes schmückt, welche Tracht die Gestalt ihres Trägers umkleide, abgesehen von den durch die Verschiedenheit der Charaktere erzeugten Variationen und leiseren Nuancen, so ziemlich die gleiche und daher Jedem verständliche und lesbare Mienensprache hervorgerufen. Lask hat unsere großen periodischen und unsere permanenten Kunstausstellungen seit zwölf bis fünfzehn Jahren wiederholt mit solchen Dorfgenrebildern besetzt, welche sich und ihrem Maler mehr noch, als durch ihre großen malerischen Vorzüge einer liebevollen Durchführung, einer schönen Ton- und Farbenwirkung und ebenso geund tüchtigen als feinfühligem Zeichnung, durch die glücklich gewählten ansprechenden Vorgänge darauf zahlreiche Freunde erwarben. Das uralte ewige Lieblingsthema jeder Kunst, dessen Darstellung durch dieselbe immer sicher sein kann, der Menschen Herzen am tiefsten und innigsten anzumuthen: der Liebe Leid und Lust, hat auch durch ihn manche neue und reizende Bearbeitung erfahren. Das Werben um die Geliebte, die Trauer um verlorenes Glück erscheint, auch wenn der Liebende den Bauernkittel und die Pelzmütze, das Mädchen oder Weib das Mieder, das Seidenkappchen und den roten Wollenrock trägt, immer herzerfreuend und herzrührend. Und das natürliche Local, welches ein westphälisches oder rheinisches, grün umbüschtes, trauliches Dorf, ein ländlicher Garten, eine frischblühende saftige Wiege oder ein sonnendurchblitztes Wäldchen für Glücksgefühle oder Herzeleid junger Menschengeschöpfe gibt, steht wahrlich so wenig, wie an Harmonie und Angemessenheit mit dem und für den Vorgang, auch an poetischem und malerischem Reiz gegen irgend eins jener künstlichen zurück, welches je den zartesten Liebes-Komödien und Tragödien von Herren und „Frauen der feineren Welt“ zur Scene gebietet haben. Zumal wenn das Landschaftliche so studirt und mit soviel Verständniß, Takt und Liebe behandelt ist wie bei Lask.

Auch auf diesem Bilde scheint dem Beschauer auf den ersten Blick die alte süße Geschichte und zwar „hinter der Mühle“ am rauschenden Bach zu spielen: ein junges blondes Mädchen mit liebem Gesicht und frisch und kräftig blühender junger Gestalt sitzt an des Mühlbaches grasigem Rande unter der flüsternden Weide, und neben ihr, im hohen Grase bequem hingestreckt, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, liegt ein freilich nicht ganz so jugendlicher Bauerburche und blickte ihr von unten her ins Gesicht. Für eigentliches Liebeswerben ist selbst bei einem ländlichen Romeo, es mißte denn Keuter's „Jung-Jochem“ sein, diese Stellung, oder vielmehr Lage, freilich etwas zu bequem. Und für eine Hörerin einer solchen Art von Vortrag blickt das liebe Gesicht des Mädchens doch wohl etwas zu ernst und trübe. Des Mühlbaches Rauschen, des Rades Klappern und der Weiden Geflüster hat schon die begleitende Musik zu manchem süßen und beredten, ob auch sehr einfühligem und oft unterbrochenen Dialog gegeben. Schubert's Müllergesell wußte davon zu erzählen, und — mancher Gesell vor und nach ihm! Aber auch eben so oft sicherlich haben die drei die traurig-düstere Melodie gesungen zu den Seufzern und Klagen, welche sich der vom bittersten Leid, von Antreue, Verrath, von der Erfahrung todter Liebe gepreßten jungen Brust entranen, wie derselbe untererbliche und berühmteste aller Müllergesellen ebenso an seinem eigenen Leben erfahren hat — und mancher andere Burche und vielleicht noch mehr der Mägdlein in alten und neuen Zeiten so gut wie er!

Mehr auf eine verwandte trübe Herzenserfahrung, als auf den Empfang beglückender „Herzenskunde, Liebeshauch, erfrishtes Leben“ scheint uns dieser jungen Dorfschönen Haltung und Ausdruck zu deuten. Hat sie etwas ihr über Alles Theures verloren? „Bist untreu, Wilhelm, oder todt?“ Hat sie gar ein noch traurigeres Geheimniß zu verbergen und deckt sie ihr liebes blaues Auge aus Scham und Verwirrung mit den breiten Wiedern und den langen dunklen Wimperfransen zu, während ihre frischen Lippen den unbewußt von ihrer Hand abgerissenen Grassalm rühren?

Und Der neben ihr im Sammetwammis mit der Pelzmütze auf dem dunkeln Haar und dem eigenthümlich fragenden scharfsichtigen Blick des beobachtenden, zu dem Mädchen aufgerichteten Auges — thut dieses und der halbgeöffnete Mund nicht eine wenig wohlwollende, eine indiscrete Frage? zuckt nicht ganz leise und verhüllt so etwas wie ein doch graueramer Spott um dessen Winkel? Wir möchten, je länger wir die Beiden ansehen, wetten, das ist kein Liebeswerben, sondern eine Gewissensfrage. Schade darum eigentlich für Beide! Die Wiege duftet so süß, das Gras schmilzt so grün und üppig, der Bach plätschert und rauscht so einullend, die Welt ist so fern und der Sommertag so sonnig und warm. Wäre es nicht viel gescheider, statt sich hier mit Vorwürfen und unbequemen Fragen gegenseitig zu geizen und zu langweilen, wenn man das Unabänderliche vergäße, der Gegenwart und der Minute froh würde, die „holde Göttin Gelegenheit“ beim kurzen Schopfe ergrieffe und sich jenes Wort der echten Lebensweisheit gesagt sein ließe, nach welchem die Weiden auf dem Bilde Siegert's, ob auch unbewußt, so wohl zu handeln verstehen: „Was Du von der Minute abgesehen, bringt keine Ewigkeit zurück.“

Ludwig Pietzsch.

## Die Königin von Castilien.

Novelle von Adolf Wilbrandt.

Im Jahre 1453, an einem unruhigen, bewölkten Tage, stand Don Beltran de la Cueva, der jüngste der königlichen Leibpagen, an einem Fenster des Schlosses zu Valladolid, um der Hingung des stolzen Edelmannes von Castilien, des Don Alvaro de Luna, zuzuschauen. Das Volk drängte sich in großer Stille unten auf dem weiten Platz um das Blutgerüst, auf dem es den langjährigen Beherrscher Castiliens von Henkershand sterben sehen sollte. Denn Don Alvaro hatte als Jugendgenosse und Günstling des Königs Juan II., des schwächlichen Monarchen seiner Zeit, das Reich mit beinahe fürstlicher Machtvollkommenheit verwaltet; die Krone hatte nicht auf seinem Haupt, aber — in diesen Zeiten befändiger Empörung und Parteilichkeit — auf seiner mannhaften Faust geruht. Nach vielen Schicksalswechseln sah er sich nun von seinen Feinden besiegt, von seinem wankelmüthigen König ihrer Rachsucht ausgeliefert und durch die scheinbare Heiligkeit eines Richterpruchs verurtheilt, als Tyrann und als Murrpator des königlichen Ansehens den Tod des Schaffottes zu erleiden. Am Fuße des Blutgerüsts erschien der Herold, von Trompeten begleitet, und rief mit lauter Stimme aus, daß Don Alvaro de Luna, Connetable von Castilien und Großmeister des Ordens von St. Jago, seine Verbrechen gegen Thron und Reich unter dem Schwert des Henkers büßen werde. Dann erschien der Zug, Alvaro in ritterlicher Tracht, von Priestern begleitet, hinter ihnen der Scharfrichter, in den Scharlach seines blutigen Handwerks gekleidet und das riesige Schwert geschultert, vor dem das Volk rechts und links in unwillkürlicher Bangigkeit zurückwich.

Don Beltran de la Cueva, der oben im Fenster stand, sah das Nichtschwert in der durch die Wolken brechenden Sonne blitzen, daneben das schwarz verhängte Gerüst und den Block in der Mitte, und dachte sich, indem ihm ein Schauer über die Haut lief, an Alvaro's Stelle. Mit Erstaunen nahm er wahr, wie ruhig der Mann zwischen den Priestern das Gerüst hinaufstieg, wie gelassen er sein angegrautes Haupt entblößte und einen letzten, nachdenklichen Blick zu dem Schloß hinaufwarf, in dem er noch vor wenigen Tagen im Namen der Krone von Castilien geherrscht hatte. Beltran, der in seinem schönsten Kleide, den Deggen an der Seite, ein Barett mit wallendem Federbusch auf den rötlich-blonden Locken, auf dieses Schauspiel herunter sah, faßte unwillkürlich an seinen eigenen Hals. Er fühlte, vielleicht zum erstenmal in seinem jugendfrohen Leben, den ganzen Werth und die ganze Ungewißheit des Daseins. Unter ihm wogte die zuschauende Menge wie ein vom Winde bewegtes Kornfeld hin und her; es war ihm, als werde nun von der nächsten Straßenecke ein Schmittler im rothen Kleide mit einer riesenhaften Sense hervortreten und dieses ganze Feld von Menschenhäuptern abmähen. Zudem er so hinunterstarrte, sah er mit wachsender Verwunderung, daß Don Alvaro selber von der ganzen Furchtbarkeit dieses Augenblickes nichts zu empfinden schien. Es überließ ihn, zu sehen, mit welcher Ruhe Alvaro sich niederbeugte, um den Hals zu betrachten, an dem sein Kopf befestigt werden sollte; wie er die Schleife aus dem Busen zog, um sich mit ihr die Hände binden zu lassen; wie er dann würdevoll niederhielt und vor dem Kreuzig leise zu beten schien. Dann endlich senkte er seinen entblößten Hals, das Nichtschwert fiel, und Don Beltran hörte die Stimme des Henkers, die dem Volk mit spanischer Feierlichkeit verkündete, daß Don Alvaro de Luna vom Leben zum Tode gebracht sei.

Die schweigende Menge hatte sich nach einer Weile verlaufen, der Leichnam des Gerichteten war hinweggetragen, das ganze furchtbare Bild wie eine Erscheinung des Traums verschwunden; nur Beltran de la Cueva starrte noch immer auf den verödeten Platz zu seinen Füßen hinab. Er fühlte seine jugendliche Seele sonderbar erschüttert und dachte, über sich selbst erstaunt, wie seltsam es sei, daß er diesen Mann mit diesem schauerhaften Untergang beenden könne. Das Leben des mächtigen, königlichen Alvaro, der das Reich gegen die übermüthigen Vasallen geschützt, der seinen eigenen König überglänzt hatte, schien ihm durch ein solches Ende wunderbar abgebrochen: so stolz, so höchst erhaben über das Volk, das ihn angaffte, — und so auf Einen Streich großartig ausgelöscht. Er nahm sein Barett vom Haupt, mit dessen Federn er sonst gerne eitel und träumerisch gespielt hatte, und während er die bunten Farben glänzen sah, dachte er, wie viel schöner es sein müßte, so im Tode noch von Männern und Jünglingen beneidet, als im Leben, um ein paar schlanker Glieder willen, von tadelnden Frauen geliebt zu werden. Ein phantastisch schwermüthiger Tiefstimm überkam ihn, ein ihm ganz neues Gefühl. Der männliche Ehrgeiz, der sich sonst an irgend einer schönen, leuchtenden Lebensflamme zu entzünden pflegt, wuchs in Beltran's Brust aus dem Schauer dieses blutigen Anblicks auf. Er sah Don Alvaro immer wieder vor Augen, wie er das Schaffot gleich einem König hinaufstieg, wie er den Block betrachtete und einen letzten, würdevollen Herrscherblick über die Menge warf, — und sein Barett zerknitternd leistete er sich einen stillen Schwur, allen Nichtigkeiten zu entsagen und wo möglich wie Alvaro zu leben, um wie Alvaro zu sterben.

Don Beltran de la Cueva hatte bis auf diesen Tag gleich der übrigen höfischen Jugend dahingelebt: mit dem Erbegriff des castilischen Adels erfüllt, nach Auszeichnung begierig, aber doch müßiggängerisch den Vergnügungen ergeben, in denen der Hof des Königs Juan den leeren Zustand des Reiches zu vergessen suchte. Bei den Turnieren, Quadrillen, Banketten und Tanzfesten zu Valladolid war Beltran trotz seiner Jugend einer der eifrigsten und auffallendsten Theilnehmer: denn seine Schönheit konnte keinem Auge entgehen. Schon von weitem machte ihn die in Spanien seltene rötliche Farbe seines Haares kenntlich, das sich zu goldhellen Locken kräufelte; auch überraschte unter den vielen dunklen Gesichtern seine helle Haut, seine strahlenden, dunkelblauen Augen, seine von jeder Erregung leicht geröthete Wange. Er war von schlankem Wuchs, wiewohl nicht groß; die träumerische Weichheit seiner Züge erhöhte den Reiz, der an sich schon der Jugend eigen ist, und nur wenn die Narbe zwischen seinen Augen, die ihm von einem Unfall in der Knabenzeit geblieben war, sich in irgend einer Aufregung röthete, so entstand ein finsterner, gefährlicher Zug, der noch unentfesselte Leidenschaften zu verrathen schien. Beltran hatte sich bisher an leichten Eroberungen genügen lassen, wie sie einem schönen Pagen an einem üppigen Hof entgegenkommen; von großen Thaten zu träumen, hatte ihn nur in müßigen, hingedämmerten Stunden gereizt. Aber seit dem Morgen, an dem er Don Alvaro's letzte Stunde gesehen hatte, fand er sich wie verwandelt, wie aus einem fröhlichen, nächtigen Traum erwacht. Er liebte es von nun an,

einsam zu sein, und sich in die Räthsel und Aufgaben des Lebens zu vertiefen. Er scherzte und lachte seltener, als zuvor. Ein inneres Widerstreben schien ihn von allen liebebedürftigen Frauen fernzuhalten. Zum Befremden des ganzen Hofes schloß er sich an ältere Edelleute an, mischte sich in ihre nachdenklichen Gespräche, suchte sich über den Zustand des Reichs und was ihm in seiner Zerissenheit Noth thue, zu unterrichten. Wo er Don Alvaro's Namen zwischen zwei Lippen fand, gestellte er sich dazu, um von dessen verkannten Verdiensten, von seiner königlichen Art reden zu hören. Oft weckte ihn bei Nacht, im Traum, die Erinnerung an jene furchtbar feierliche Stunde auf, und er lag dann bis zum Morgen in ernstern Gedanken da. Es erschien ihm dann als das einzige Ziel des Lebens, die Ehre zu lieben und als die Richtschnur aller Gedanken anzusehen; und wenn die stille Nacht ihn in seinen Phantasien kühner und schrankenloser gemacht hatte, träumte er sich an Alvaro's Stelle und wünschte sich, königlich zu leben und zu sterben.

Unterdessen fand das Reich, das kein Alvaro mehr regierte, in immer tieferer Verwirrung. Die großen Herren von Castilien hörten völlig auf, einen Höheren über sich zu erkennen, geberdeten sich wie Monarchen, brachen die königlichen Burgen, drückten die Städte und herrschten von ihren festen Schlössern über das ganze Land. Der König Juan II. starb, und sein Sohn und Nachfolger, Enrique IV., schien dazu geboren, sich die Krone vollends vom Haupt sinken zu lassen. Er kam als ein gelehrter Mann auf den Thron, sprachkundig, gern mit Büchern allein, aber unfähig, über Menschen zu herrschen. Er liebte es sehr, die Laute zu spielen und zu singen und in seiner dämmerigen Schloßkapelle die Bet- und Singstunden abzuhalten, während sein Günstling, der Marquis von Villena, und dessen Genossen das Gold des Landes im Bankettsaal verpraßten. Sein geschwächter Körper neigte zu Anfällen plötzlicher Erschlaffung; seine melancholisch frömmelnde Gemüthsart hatte ihm nur einen männlichen Lebenstrieb übrig gelassen, — den Hang zur Jagd, dem er sich in den castilischen Bergen und Wäldern mit Leidenschaft hingab. Oft zog er hier mit wenigen Begleitern umher; darunter auch Don Beltran, an dessen nachdenklichem, in sich gekehrtem Wesen er Gefallen zu finden schien. Er wechselte nicht oft ein Wort mit ihm, aber es machte ihm Vergnügen, auf seinen anmüthigen Gesichtszügen zu verweilen. Zuweilen sagte er ihm mit einem Anflug von Scherzhaftigkeit, daß er in seinen dunkelblauen Augen eine große Zukunft lese; daß er ihn dereinst noch zu einem hohen Herrn machen werde, wenn er die Krone behalte. Endlich eines Tages, als er mit ihm allein hinausgezogen war, um in den Wäldern von Valladolid zu jagen, führte er ihn an eine einsame Kapelle mitten in der Wildniß, deren Glöcklein er zuweilen zur Abendzeit selber andächtig läutete, setzte sich auf eine Steinbank nieder und erzählte dem Don Beltran, daß er ihn zu einem ehrenvollen Dienste zu berufen denke. Er wünsche sich wieder eine Königin ins Land zu führen, da er mit seiner ersten Gemahlin, der Donna Blanca, so glücklich gewesen sei. Und da ihm der Himmel bisher keine Kinder vergönnt habe, so hoffe er in einer zweiten Ehe auch dieser Gnade noch theilhaftig zu werden. Er habe also beschloffen, seinen Bruder, den Infanten Alfonso, nach Lissabon zu schicken, um durch diesen Stellvertreter um die Hand der schönen Infantin Juana von Portugal zu werben. „Wäre ich so schön wie Du, mein Freund,“ setzte der König mit melancholischem Lächeln hinzu, „so würde ich selber hingehen und mir ihr Herz nicht als Monarch von Castilien und Leon, sondern als schöner Jüngling zu erobern suchen. Aber ich schicke Dich statt meiner; Du sollst den Infanten begleiten. Du sollst der Erste sein, der das Herz der stolzen Donna Juana für uns Castilianer erwärmt und ihr Muth macht, zu uns zu kommen. Und wenn sie sich so weit herabläßt“ — fuhr er scherzend fort — „Dich zu fragen, wie ich Dir gefalle, so sollst Du ihr Gutes von mir sagen und ihr erzählen, daß zwar der Marquis von Villena ein wenig über mich und über Castilien herrscht, aber daß ich bereit bin, diese Herrschaft an eine Andere abzutreten, und daß man mich ebenso fähig finden wird, wie Hercules, mich einer stolzen Omphale zu unterwerfen.“

Beltran, durch diese plötzliche Vertraulichkeit seines Königs verwirrt, küßte ihm die Hand und versprach ihm, indem er gleichfalls zu scherzen suchte, daß er als guter Castiler Alles thun werde, um das Herz der Infantin zu erwärmen. Der König verließ diesen Gegenstand und sank in seine schweigende Art zurück. Nach einigen Tagen aber ward zur Reise des Infanten Alfonso nach Portugal gerüstet, und Don Beltran beauftragt, den Prinzen als erster Cavalier zu begleiten.

Beltran hatte mittlerweile die Welt, und insbesondere die kleine Welt des Hofes, mit offenen Augen betrachtet. Er wußte, daß der Infant keineswegs der ergebenste Diener seines königlichen Bruders war, vielmehr im Verdacht stand, nach dessen Krone zu trachten, und hielt es für gut, sich auf der Reize in beobachtender Ehrfurcht zu verhalten. Sie kamen nach Lissabon, und es zeigte sich bald, daß er sich in seinem Argwohn nicht getäuscht hatte. Der Hof von Portugal verhehlte durchaus nicht, wie er wünscht es ihm sei, diese Verbindung mit der Krone von Castilien zu knüpfen; aber Beltran glaubte mehr als einmal zu bemerken, daß der Infant in vertraulichem Zwiegespräch bemüht war, der Prinzessin Juana seinen Bruder mit geringschätzigem Achselzucken oder mit boshaftem Spott zu schildern. Auch fiel ihm eines Tages durch einen Zufall, dem er nicht weiter nachspürte, ein Brief in die Hand, worin der Prinz an den König über Juana schrieb und ihm mit heuchlerischem Bedauern mittheilte, daß diese hochfahrende Infantin sich über das ihr zugeschickte Bild des Königs sehr wenig schmeichelhaft ausgesprochen habe und überhaupt von einem beleidigenden Widerwillen gegen ihren zukünftigen Gemahl erfüllt sei. Beltran hatte in den Brief nur einen flüchtigen Einblick nehmen können; in seiner machtlosen Stellung durfte er auch nicht hoffen, diese prinziplichen Ränke zu entlarven. Aber er hielt es wenigstens für seine Ehrenpflicht, zu thun, was er konnte, um der Infantin eine bessere Meinung von seinem König einzuschleusen. Bisher hatte er, in seiner stolzen und zurückhaltenden Art, ihre Nähe eher gemieden als aufgesucht, auch den Ruf von ihrer Schönheit aus jugendlichem Eigensinn übertrieben gefunden; doch jetzt nahm er sich vor, sich ein wenig bei ihr in Gunst zu setzen und Gelegenheit zu einer vertraulichen Unterhaltung zu gewinnen. Der Zufall kam ihm zu Hilfe, ehe er's dachte. Eines Tages, als er sie in ihrem Gartenhäuschen am Tejo aufsuchen wollte, um ihr einen auffallend schönen Falken als Geschenk seines Königs zu überreichen, da er wußte, daß sie eine leidenschaftliche Jägerin sei, — so fiel ihm auf, daß er keine ihrer Dienerinnen im Vorzimmer fand, sondern durch die nur angelehnte Thür ungehindert eintreten konnte. Er ging weiter, hörte erregte Stimmen, und als er bei der nächsten, halb offenen Thür auf die Schwelle trat, sah er den Infanten Alfonso vor der Prinzessin auf den Knien liegen,

während diese ihm mit heftigen Geberden befahl, sich zu erheben und sie zu verlassen. Einen Augenblick stand Beltran wie versteinert da, durch diese plötzliche Aufklärung des ganzen Handelsthat etwas außer Fassung gesetzt. Doch als er nun Miene machte, sich geräuschlos zurückzuziehen, hatte sich der Prinz schon erhoben, murmelte noch einige aufgeregte Worte und ging, ohne den Zuschauer in seinem Rücken wahrzunehmen, verstört durch eine andere Thür hinaus.

Beltran stand noch, mit seinem Falken auf der Faust, an der Schwelle, als Juana ihn anrief und mit einer Handbewegung aufforderte, sich zu nähern. Sie las auf seinem Gesicht, daß er wußte, was geschehen war, und suchte durch ein huldvolles Lächeln darüber hinwegzugleiten. Von der Erregung noch blaß und in dieser Blässe überraschend schön, fragte sie ihn mit ihrer sanftesten Stimme, was der Vogel auf seiner Linken bedeute. Er schien sehr erfreut, als der schöne Cavalier sie um die Erlaubniß bat, ihr diesen Jagdgefährten als einen Gruß seines Königs darzubringen. Sie nahm ihn auf die Hand. Beltran beugte sich nieder, um den zu ihren Füßen liegenden Hut des Infanten aufzuheben, und mit einem Blick auf diesen verrätherischen Zeugen setzte er hinzu, daß er überhaupt sich glücklich fühle, der Liebeshote eines so zärtlichen und vertrauensvollen Fürsten zu sein. Kein Monarch verdiene so wenig, wie der seine, ungetreue, verrätherische Diener zu haben. Die Prinzessin sah ihn aufmerksam an; und nun erzählte er ihr mit scherzender Offenheit, was für einen Auftrag der König ihm mit auf den Weg gegeben, und daß er sich schon lange darnach sehne, ihn zu erfüllen und der Herr der edlen Eigenschaften seines Fürsten zu sein. Er sah dabei auf ihre weißen Hände nieder, weil ihr Blick ihn zu verwirren anfing, und begann eine warme Lobrede auf den König, in der die Wahrheit nicht geradezu verleugnet, aber durch die zarteste Auslegung durch Wort und Ton in ein verschönerndes Licht gerückt war. Die Infantin betrachtete unterdessen sein ritterliches, glühendes Gesicht und sein leuchtendes Haar, und schwieg. Endlich, als er geendet hatte, nahm sie seine Hand und drückte sie sanft. „Du bist ein guter Diener, der zugleich ein Freund ist!“ sagte sie. „Ihr seid ein guter Lobredner, Don Beltran; Ihr könntet, wenn es sein müßte, die Nacht vergolden!“ — Sie stand auf, ging im Zimmer umher, indem sie den Falken freundlich streichelte, und kam endlich, die schwarzen Augen auf ihn gefest, zu dem Ritter zurück. Mit einer huldvollen Geberde forderte sie ihn auf, sich neben sie auf die Kissen zu setzen, und fragte, was er denn von sich selber zu sagen wisse. Sie wünsche, ihn den Don Beltran mit der gleichen Ausföhrlichkeit schildern zu hören; — und ebenso wahr, setzte sie mit freundlichem Spott hinzu, Beltran, durch ihr Benehmen ermuthigt, küßte ihr die Hand und betheuerte, er stehe zu sehr im Dienste der Ehre, um die Wahrheit zu fälschen. In diesem Augenblick, während er noch ihre warme Hand in der seinen hielt, trat ihm durch eine seltsame Ideenverknüpfung wieder Don Alvaro's letzter Blick auf das schwarze Gerüst vor die Seele, und Alles, was er in jener Stunde empfunden hatte. Er ließ die schöne Hand der Infantin fahren und blickte ernst auf ihre stolze, etwas üppige, lebensvolle Gestalt. „Ich will Euch sagen, Donna Juana, wer ich bin!“ fing er endlich an. Und da sie ihn fragend ansah, erzählte er ihr Don Alvaro's Ende, und wie der Eindruck dieser Stunde ihn verwandelt habe. Wie es seitdem sein einziger Wille sei, der Ehre zu dienen. Wie ihn ein hochfliegender Ehrgeiz erfülle, mehr als er sagen könne; wie gleichsam Alvaro's Geist ihn hinter sich her ziehe, als müßte er sich ein ähnliches Leben zu erkämpfen suchen, auf die Gefahr hin, ein ähnliches Ende zu finden.

Donna Juana hatte ihm wieder schweigend zugehört; zuweilen gedankenvoll auf den Boden starrend, zuweilen mit einem langen Blick in seine dunkelblauen Augen versenkt. „Ich verstehe Euch, Ritter,“ sagte sie endlich, indem sie zu scherzen versuchte. „Ihr wünscht am Hofe zu Valladolid Alvaro's Rolle zu spielen. Ihr habt Euch vorgenommen, Euren vielgepriesenen König und — und Eure zukünftige Königin zu beherzigen!“ — Beltran sprang bei diesen Worten erschrocken auf und warf sich in einer unwillkürlichen Bewegung der Infantin zu Füßen. „Steht auf!“ jagte sie ernst, indem sie ihm die Betheuerung abschchnitt, die ihm auf der Zunge lag; „wollt Ihr auch irgend einem Dritten ein artiges Schauspiel bereiten? Steht auf und fürchtet Euch nicht,“ setzte sie lächelnd hinzu. „Ich werde Eure Zukunftspläne nicht verrathen, Don Beltran. Und da ich nun weiß, was für ein gefährlicher Geist in Euch steckt, so werde ich mich vor Euch zu schützen wissen.“

Sie stand damit selber auf, und um ihre innere Bewegung zu verbergen, warf sie ihm noch ein gnädiges Lächeln zu, sprach einige gleichgiltige Worte von anderen Dingen und entließ ihn dann mit einem ruhigen Blick. Beltran, in dem diese Unterredung alle Jugendgefühle entzündet hatte, kehrte sehr aufgeregt in seine Wohnung heim. Er wiederholte sich alle ihre Worte, wunderte sich sehr, daß er bisher an ihrer Schönheit hatte zweifeln können. In jedem müßigen Augenblick sann er darüber nach, wie er noch einmal so vertraulich in ihre Nähe gelangen könnte. Indessen die Infantin, statt ihn heranzuziehen, vermied es vielmehr, ihn zu sehen. Sie hielt sich sogar einige Tage fast ganz allein, erklärte dann ihren Entschluß, die Hand des Königs von Castilien anzunehmen, und widerlegte sich nicht, als der König, plötzlich erkrankt, sie ersuchen ließ, die Vermählung durch einen Stellvertreter zu gestalten. Wenige Tage darauf stand Don Beltran hinter dem Infanten Alfonso am Hauptaltar der Kathedrale von Lissabon und sah zu, wie Alfonso der schönen Prinzessin, die seine Liebe verschmäht hatte, im Namen des Königs von Castilien den Ring an den Finger steckte und mit ihr niederknien den Segen des Erzbischofs empfing.

Unterdessen eilten schon die Sendboten voraus, die in Valladolid und in allen Städten der Grenzprovinzen den bevorstehenden Einzug der neuen Königin ankündigen sollten. Der König Enrique, von seinem Krankenlager aufgestanden, machte sich mit großem Gefolge auf, um ihr entgegenzureiten. Er nahm unterwegs, zur Verwunderung seiner Ritter, das Abendmahl, wie wenn es zum Sterben ginge, hielt sich auf dem Mitt noch einsamer und menschenfeiner, als sonst, und schien mehr einem lebensmüden Pilger gleich, der sich in die Zurückgezogenheit eines Klosters flüchten will, als einem König in der Blüthe seiner Jahre, der in die erste Umarmung einer schönen Gemahlin eilt. Seine alte Neigung zu plötzlicher Bewußtlosigkeit kam häufiger über ihn. Die Briefe seines verrätherischen Bruders hatten ihn um jede Hoffnung gebracht, sich Juana's Neigung zu gewinnen; er war darauf gefaßt, sich von ihr verachtet zu sehen, und seiner weichen, schwachen Seele fehlte der Muth, diese Gefinnung in ihr zu bekämpfen. Als er vor den Thoren von Torresillas unter dem Gelächte aller Glocken ihr an der Spitze seines Zuges blaß und



X. A. v. R. Brend'amour.

# DER LIEBESDIENST.

Nach dem Oelgemälde von H. Sievert.

Düsseldorf.

fast demüthig entgegenkam, erschrak Juana über diese unförmliche Gestalt. Sie war schon mit Don Beltran's Hilfe vom Pferd gestiegen, ehe noch der König Zeit gewonnen hatte, herbeizueilen. Nun stand sie ihm mit dem ganzen Stolz ihrer fürklichen Erscheinung gegenüber, maß ihn mit einem langen Blick und hielt ihm dann nur die schneeblasse Stirn zu einem flüchtigen Kusse hin.

Der König, durch diesen Empfang vollends verfürzt, wagte sie an diesem Tage nicht mehr zu berühren. Als er gegen Abend an ihrer Seite durch die geschmückten Straßen von Tordeillas ritt, schmetternde Trompeter und Fahnenbeschwenker vor ihnen her, so verwunderte sich die ganze Stadt, wie in sich versunken der Fürst neben seiner starr hinausblickenden Gemahlin vorüber schwebte, wie finster der Infant Alfonso lächelte, — und mit welchem königlichen Anstand der schöne Don Beltran, als wäre er der eigentliche Held des Festes, hinterdrein ritt.

Auch während der rauschenden Feste, die nun in Tordeillas und Valladolid dem Einzug folgten, konnte es keinem offenen Auge entgehen, daß weder der König noch die Königin an der Festfreude anders, als mit den Lippen Antheil nahmen. Die Königin Juana erschien selten anders, als mit bleichem Gesicht; ihre Augen glänzten übermüdet oder senkten sich müde, bei Tafel verschmähte sie es meist, die Speisen zu berühren, und stieg einmal eine Nöthe in ihren Wangen auf, so war es, wie wenn hinter durchscheinendem Marmor eine verborgene Flamme glühte. Sie hatte schon auf der langen Reise von Lissabon nach Tordeillas eine Veränderung ihres Wesens nicht zu verhehlen vermocht; ihre Umgebung bald durch aufgeregte Heiterkeit entzündt, bald in tiefer Verschlossenheit von sich abgestoßen. Aber in Valladolid schien die Erkrankung ihrer Seele mit jedem Tage zu wachsen. Sie lag, wie ihre Dienerinnen bemerkten, zuweilen Nächte lang in schlafloser Unruhe und verthölenem Seufzen da. Dem König verbergte sie nicht, wie sehr sie ihn verachtete; sie hielt ihn von sich fern, als wäre auch er nur ein Stellvertreter des Königs, und der melancholische Enrique nahm dieses Loos wie ein Verhängnis auf sich. Mit dem Infanten verkehrte sie gleichgültig und kalt; nur zu Beltran zeigte sie zuweilen, wie an jenem Tag in Lissabon, ein plötzlich hervorbrechendes, überschießendes Vertrauen, um ihn dann am nächsten Tage wieder durch den ganzen herben Stolz der Königin zu erkälten.

So war eine geraume Zeit seit ihrer Ankunft in der Hauptstadt verstrichen, und Beltran sehnte sich, den Hof zu verlassen, an dem ihn die verschiedensten Gefühle bedrängten. Er hatte sich schon vor der Abreise nach Lissabon mit dem Verlangen getragen, an die Grenze zu gehen und an dem ständigen kleinen Krieg gegen die andalusischen Mauren theilzunehmen. Jetzt erwachte dieser Trieb von neuem, und er erbat sich vom König die Erlaubniß, nach Cordoba zu ziehen. Mit halb erleichtertem, halb beschwerlichem Herzen machte er sich noch an demselben Abend auf, um der Königin zu sagen, daß er gehe. Sie hatte sich, wie sie zu thun pflegte, in ihren Garten begeben, wo sie Luftwandelte und die Kühle der Dämmerung genoß, und Don Beltran ging zwischen den blühenden Granatbüschen hin, indem er rechts und links nach ihrer Erscheinung spähte. Er war eben an den großen Rasenplatz vor der Terrasse des Lustschlosses gekommen, als er ein widerwärtiges Schauspiel sah, das ihn zum Stehen brachte. Jeronimo, der Narr des Hofes, ein verzweifelter, buckeliger, fragenhafter Mensch, stand von Damen und Rittern umringt, die an ihm zerrten, und die größte der Frauen, eine Hofdame von sehr üppiger Schönheit, riß eben sein buntes Kleid entzwei und schlug ihn mit beiden Händen ins Gesicht. Der Narr schrie auf und suchte sich loszumachen; doch nun trat auch der Infant Alfonso hinzu, der bisher unter den Zuschauern gestanden hatte, griff nach Jeronimo's Ohr und rief, während er den Narren mißhandelte: „Wirst Du noch einmal Spottverse auf uns machen, Du verwachsener Spion? Wirst Du noch einmal das Kammerfenster der Donna Ines bespringen?“ — Und damit schlug er Jeronimo gleichfalls ins Gesicht. Sowie Don Beltran dies sah, eilte er, ohne sich zu besinnen, auf den Prinzen zu, um den Narren gegen ihn und Jedermann zu beschützen. Er wollte Don Alfonso eben mit einer verwegenen, hitzigen Aeußerung zur Rede stellen, als auf der Terrasse eine Gestalt erschien, deren Anblick ihn zur Besinnung brachte. Die Königin trat zwischen den grün überankten Pfeilern der Terrasse hervor, sah mit aufgeregten Augen über die Gruppe hin und stieg die Stufen herab.

„Was ist geschehen?“ fragte sie, indem sie den zitternden Jeronimo betrachtete, den seine Peiniger losgelassen hatten. „Ist das ein Mensch, den diese Damen und Herren wie ein Thier mißhandeln?“ — Die Gesellschaft schwieg; nur Don Alfonso trat vor und erwiderte leichthin: „Ihr seht, es ist nichts, als ein Narr, der von schönen Händen seinen Lohn empfängt: er hat gelästert.“ — „Das ist Narrenart!“ gab die Königin kalt zurück, ohne ihn anzusehen, und winkte dem Jeronimo, sich ihr zu nähern. „Ist es Sitte in Castilien, daß man auf Narrenwitz mit Faustschlägen antwortet? Ich denke Dich zu schützen, Jeronimo; komm hieher, zu mir!“ — Der Unglückliche gehorchte, noch an allen Gliedern zitternd, kniete unbeholfen vor ihr nieder und stammelte: „Gute Königin!“ — Juana sah mit leidiger auf ihn herab: „Thranen in den Augen!“ sagte sie sanft und betrachtete seine verzerrten Glieder. „Du sollst mir dienen, mein Freund; fesse Dich; wenn die Zunge Dir so lose hängt, bei mir soll sie ihr Narrenrecht nicht verlieren: ich fürchte keine Zunge. Steh auf!“ setzte sie huldvoll hinzu. Der Narr, vor Bewegung außer sich, warf sich hin, um ihren Fuß zu küssen. Sie verwehrte es ihm, zog ihn in die Höhe und hielt ihm quäddig ihre Hand zum Kusse hin. Dann winkte sie ihm, die Terrasse hinaufzugehen und in ihren Palast zu treten. Jeronimo stand auf, verneigte sich tief vor ihr, die beiden Hände auf die Brust gelegt, seufzte dankbar auf, und war schnell in der Thür des Palastes verschwunden.

Unterdessen stand die Gesellschaft schweigend da und erwartete, was die Königin weiter fragen oder befehlen werde. Juana bemerkte erst jetzt den Don Beltran, der seitwärts im Schatten eines Lorbeerbaums stehen geblieben war. Auf einmal erheiterte sich ihr Gesicht, sie warf nur noch einen stolzen, königlichen Blick über die Andern hin und entließ sie alle mit einer kurzen Geberde. Dann rief sie Beltran zu sich heran. Ihre Augen glänzten etwas feierhaft, und durch eine leichte Röthe verriethen sie, daß sie geweint haben mußte. Auf ihren Zügen lag eine melancholisch verklärte Lieblichkeit, ein hingehauchter Schmelz, den sie selten trug, und der den aufgeregten Beltran um so inniger rührte. „Es ist gut, daß ich Euch sehe,“ sagte sie mit ungewohnter Herzlichkeit. „Euer Anblick erinnert mich wieder, daß es noch Menschen gibt; und ich hatte mich sehr nach einem Menschen gesehnt! Ich will jetzt nicht wissen, was der arme Schelm, der Jeronimo, verbrochen hatte; es wider mich an. Kommt hinein, Don Beltran! Ihr sollt mir ein wenig Gesellschaft leisten. Ich bin sehr einsam

geworden: denn meine Elena, meine alte Zuchtmeisterin in Lissabon, die mich herbeileitet, an diesem Nachmittag hat sie mich verlassen. Die Glückliche kehrt nach Lissabon zurück. Doch was red' ich! brach sie auf einmal ab. „Jeder ist da, wohin ihn das Schicksal stellt. Ich bin eine gute Castilianerin geworden; zweifelt nicht daran! Tretet ein und laßt mich auf eine halbe Stunde vergeßen, daß in diesem Augenblick ein Wagen, der meine Elena und meine Jugend trägt, nach Portugal rollt.“

Sie ging ihm voran, und Beltran folgte ihr in tiefer Bewegung in ihr vertraulichstes, vom letzten Abendlicht beschienenes Gemach, in dem sie vor einem großen, vergoldeten Käfig stehen blieb. „Seht diesen Falken!“ sagte sie und zeigte auf den Vogel, der mit schläfrigen Blick auf der Stange saß; „er frißt aus meiner Hand, ich hab' ihn gezähmt. Kennt Ihr ihn noch?“ — Beltran erwiderte nichts und faßte Juana's Hand, um sie zu küssen. „Meine Königin!“ sagte er endlich mühsam, — „dies ist der schwerste Tag meines Lebens; denn ich soll Euch verlassen.“ — „Mich verlassen!“ fuhr sie auf und sah ihn erschrocken an. „Wohin; was wollt Ihr?“ — „Dahin, wo man Lorbeeren pflückt,“ erwiderte er mit schwermüthigem Lächeln. „Es scheint, ich verliere die Kraft, mich darauf zu freuen; bei Eurem Anblick vergeß ich, daß ich mich noch vor einer Stunde unter die Mauern von Granada sehnte. Ich dachte, ich sei es meinem Glauben schuldig, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, und meiner Ehre, an Alvaro's große Thaten zu denken.“

Die Königin starrte bei diesem Namen, indem sie den Kopf unwillkürlich senkte, auf den Boden hin und stand in tiefen Gedanken. „Ich erinnere mich, Alvaro ist Euer Vorbild,“ sagte sie nach einem längeren Schweigen. „Unterbrecht mich nicht. Ihr wollt ihm nachsehen, — und darum seid Ihr mir werth. Aber es schmerzt mich, daß ich Euch verliere.“

„O meine gütige Königin!“ erwiderte Beltran. „Vielleicht erweist Ihr dann, was ich empfinde. Euch geht Ein Ritter von Hunderten; ich soll von nun an ohne Königin leben!“

„Spottet Ihr?“ sagte Juana und sah ihm selbstvergeßen ins Gesicht. „Ein Ritter von Hunderten? Der einzige, der mir einer ist. Nehmt sie mir alle und bleibt!“ — Auf ihren Lippen schwebte noch ein Wort, aber sie hielt es zurück, wandte sich von ihm ab und trat wieder an den Käfig, um in die Augen ihres gezähmten Falken zu starren. Endlich kam sie zurück und blickte ihn vorwurfsvoll an. „Ihr wart nicht ehrlich, Don Beltran!“ sagte sie mit tiefer, dumpfer Stimme. „Warum erkühntet Ihr Euch, an jenem Abend in Lissabon mich durch einen unwahren Lobgesang zu täuschen?“

„Durch welchen Lobgesang?“ fragte Beltran verwirrt. Die Königin hielt die Augen auf ihn geheftet, bis er ihren Blick nicht mehr ertrug, und sagte langsam: „Warum habt Ihr mich hieher gelockt? Warum wart Ihr ein so verrätherischer Diener, mich unglücklich zu machen?“

Beltran warf sich bei diesen Worten ihr zu Füßen hin und wußte in seiner Beklemmung nichts, als einen tiefen Seufzer zu erwidern. Sie ließ ihn liegen, ohne ihn durch irgend eine Geberde wieder aufzurichten; endlich aber übermannte sie ihre innerste Empfindung, und sie seufzte gleich ihm. „Es ist nun zu spät,“ sagte sie, in ihren Sessel gesunken, vor sich hin. „Geht und verlaßt mich. Mir ist, als würd' ich Euch auf diesem Stern nicht wiedersehen; und ohne ein Zeichen meiner Huld sollt Ihr nicht von mir scheiden. Beltran! Tragt diese Kette, die mich aus Portugal hieher begleitet; sie hat alle meine goldenen Tage gesehen!“ Und indem sie eine feine, goldene Kette mit einem Kreuz von Smaragden sich vom Halse nahm und dem noch immer knieenden umhängte, setzte sie leiser hinzu: „Nein, dankt mir nicht; ich habe ja Euch zu danken. Seit ich unser portugiesisches Meer verließ, war Euer Gesicht mein Trost, Euer Wort Balsam für meine Seele. Ihr hört, ich sage Alles, was ich weiß; — Ihr wißt ja, Don Beltran!“ — und sie suchte zu lächeln — „Sterbende sagen Alles, und Abschiednehmen ist Sterben. Werdet glücklich, Beltran; glücklicher, als Eure Königin! Wärt Ihr ein Vöte von meiner Mutter, um mich heimzuführen! Hier — hier — hier erstickt mich die Luft; Fieberhauer wühlen mir im Blut — ich hasse Castilien, Ihr seid der Einzige, den ich nicht hasse.“

Beltran, von jedem ihrer Worte gemarkert, erhob sich und bedeckte ihre Hand mit stummen Küssen. „Euch haß' ich nicht,“ wiederholte die Königin mit schmelzender Stimme. „Geht, und jagt der Ehre und Euren Träumen nach und gedenket mein! Ihr seid noch zu hohen Dingen aufbewahrt; ich kenne Euch wohl, Beltran. Was in Euren Augen glüht, verheißt so viel! Ihr könntet König sein und eine Welt beglücken. Ihr wart' mir — Doch diese Zunge singt ein zu lautes Schwanenlied. Lebt wohl, Don Beltran! Wir müssen viel begraben, viel verlassen. Verlaßt mich und geht!“

Sie hatte ihm ihre Hand entzogen, und indem sie ihre letzten Kräfte zusammenrief, trat sie zurück, um ihm den Abschied aus der Entfernung zuzuwinken. Beltran stand bis ins Mark erschüttert da. Die plötzliche Enthüllung verwirrte ihm die Sinne, er warf sich von neuem ihr zu Füßen hin. „O meine Königin!“ stammelte er. „Ich habe Euer Unglück verschuldet; Ihr tödtet mich; ich kann Euch nicht verlassen!“

„Weh mir!“ seufzte sie auf. „Verlaßt mich und geht!“

„Ihr reißt mir das Herz aus der Brust. Hier zu Euren Füßen laßt mich sterben.“

„Nein, nein,“ sagte sie verloren vor sich hin. „Sagt mir noch ein holdes Abschiedswort und geht!“ — Beltran hob sein Gesicht voll Zärtlichkeit zu ihr auf und erwiderte mit seiner tönenden Stimme: „Herzliebste Königin!“ — „Das klingt mir süß,“ sagte sie, indem sie zusammenfuhr; „könt' es in einem ewigen Echo wiederhallen! O Beltran! Beltran!“ — Er hatte ihre Hand ergriffen, sein heißer Mund küßte sie ohne Ende. Juana ließ es ruhig geschehen; endlich sagte sie, indem ihr die Lippen bebten: „Liebster! Ihr schenkt nur der Hand diesen süßen Trost; wollt Ihr mich nicht auf die Lippen küssen?“ — Beltran umschlang sie und legte Mund auf Mund. Sie gab sich eine Weile mit geschlossenen Augen dieser Seligkeit hin; dann vergingen ihr die Sinne und sie sank in ihren Sessel zurück.

Dieser Augenblick hatte über Beide Schicksal entschieden; die lange verhaltenen Flammen schlugen ihnen über dem Haupt zusammen. Juana erwachte, und Beltran glaubte an ihrem Busen zu vergehen, von Seligkeit und ahnungsvollem Bangen erschüttert. Alvaro's blutiges Bild trat auf einen Augenblick zwischen ihn und die schmelzenden Augen seiner Königin und schreckte ihn auf; dann zerfloß es wieder in sein Nichts, und der berauschte Beltran kehrte an ihre Lippen zurück. Es war schon völlig dunkle Nacht geworden, als Juana sich endlich seinen Armen entwand. Sie begriff, daß inzwischen die Welt sich nicht wie ihr Schicksal verwandelt hatte; daß sie noch Königin von Castilien, und Beltran

gekommen war, von ihr Abschied zu nehmen. Den Schauer in ihrem Gewissen niederkämpfend, umschlang sie ihn noch einmal und sagte, indem sie ihm mit dem Blick der leidenschaftlichsten Hingebung in die Augen sah: „Du gehörst nun mir; wirf Du mich nie verlassen?“ — „Niemals!“ erwiderte Beltran, und schloß wie ihm bei diesem Wort das Herz erbebt. „Niemals!“ wiederholte er und ruhte mit den Lippen auf ihrer Hand. „Wirft Du es nie bereuen, daß Du mich liebst?“ fragte sie und blickte ihn sorgend an. „O Beltran — ich liebe Deine Ehre wie Dich selbst. Ich hasse den König, ich verachte die Welt; aber Dich will ich anbeten können, wie einen Heiligen. Steiere nicht vor Dich hin; Du sollst Deine Ehre nicht um mich verlieren. Mein müßt Du sein, mir angehören mit Leib und Seele, wie ich Dir; aber Deine hohen Träume sollen darum nicht sterben. Du sollst neben mich treten wie ein König, sollst höher stehen, als Alvaro stand; glaube mir, ich will nicht ruhig schlafen, eh' ich das nicht erfülle. Darum sinne will ich Tag und Nacht. Beltran, — ich bin eine Stürbin und will es sein; die Menschen nennen es so; aber so wahr ich mit meinem Schicksal gerungen habe, und so wahr Du mein erwählter König bist, — wir wollen hinauf, hinauf, Beltran, dem Aether zu, bis wir hoch wie Adler das verworrene Summen der Menschen nicht mehr hören.“

Sie hielt die stolzen Augen schwärmend auf ihn geheftet, und Beltran drückte sie, von Liebe und Anbetung trunken, an seine Brust. Ihre hoffnungsvollen Worte schienen ihn von der letzten dumpfen Bangigkeit zu erlösen. So trennten sie sich, von der Nacht und nahenden Schritten aufgeschreckt. Beltran schwante hinaus, und nachdem sie die Kerzen auf ihrem Tisch mit eigenen Händen angezündet hatte, setzte sich Juana in einer Ecke des Gemaches nieder und legte die beiden Hände wonne- und kummervoll vor ihr heißes Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

### Schmackhafte Namen.

Es gibt Speisen und Getränke, welche ihre eigene kleine Geschichte für sich haben; zuweilen ist eine solche Geschichte, trotz ihrer Kürze, ziemlich langweilig, öfter aber ist sie immerhin ganz annehmbar, wenn nicht gar hübsch und anmuthig. Bei mehreren Gerichten und Getränken deuten die Namen auf die Geschichte hin und solche schmackhafte oder gar geschmackvolle Namen sind es, von denen einige hier mitgetheilt und erklärt werden sollen.

Oft ist es auch an sich schon interessant, daß der Erfinder seinem Werk auch seinen Namen gegeben hat. So war der Erfinder des englischen Butterbrodes, Sandwiches genannt, nämlich Fleisch zwischen zwei Butterbrodschnitten ist die Grundlage, welche Variationen aller Art verträgt, Johann Montague Graf von Sandwich, geboren 1718, gestorben 1792, ein bekannter Staatsmann des vorigen Jahrhunderts. Ein anderes englisches Röstbrot mit Mostard, Mostard, Mostarde, Mostarde, Senf mit Mostard (angemacht) und getrümmeltem Chester-Käse, welches welsch rabbin Walliser Raminchen, genannt wird, verdankt diesen Namen dem Hohn des fleisshessenden und fleischliebenden Engländers gegen den mäßigen Walliser. Der Name will aber besagen, daß ein solches englisches Röstbrot in Wales schon für eine Fleischspeise gelten mußte. Auch der „Meer Krametsvogel“ ist ein Butterbrod und wurde, früher wenigstens, als ein Spott gegen Metz gebraucht.

Das vorzugsweise nordische Getränk, Punch, soll seinen Namen aus Ostindien haben, denn hindostanisch heißt die Zahl 5 Pantscha, und „fünf Elemente innig gesellt“ machen den Punch, nämlich: Wasser, Thee, Citrone, Zucker und Rum. Der Grog dagegen hat seinen Namen von einem berühmten englischen Seehelden des vorigen Jahrhunderts, dem Admiral Sir Edward Vernon. Dieser wagte nämlich zuerst die kühne Neuerung, seinen Matrosen die Rumration mit Wasser zu verdünnen. Da nun der Admiral nach seinem Noth von Rameelhaarzeug (Groggram, Grog grain) den Spitznamen „alter Grog“ hatte, so nannten die enrüsteten Matrosen die frevelhafte Verdünnung des Rums durch Wasser, das neue Getränk, nach seinem Erfinder: Grog. Ein russisches Getränk aus Rum, Eigelb, Zucker und heißem Thee heißt: Hoppelpoppel. Dieser Name deutet gewiß auf eine sehr hübsche Geschichte, aber leider ist uns dieselbe bis jetzt noch nicht bekannt geworden.

Andere Gerichte haben ihren Namen von Dingen, die nicht mehr darin sind: z. B. besteht der Haricot de Mouton jetzt meist aus Rüben, Kartoffeln und gebacktem Entenfleisch, ursprünglich aber allerdings aus rothen Bohnen und Hammelfleisch. Dahin gehören auch die rote Grütze; in dieser jetzt zu großer Zartheit aus gebildeten kalten Speise ist keine Spur von der Grütze mehr, in der ihre Anfänge liegen. Die rothe Grütze gehört zu dem bei Damen sehr beliebten Geschlecht der Flammmir's, welche übrigens ihren geschätzten Namen nur dem nüchternen englischen Flammern Mehlbrei, verdanken.

Die Mayonnaise soll ihren Namen von Port Mahon auf Minorca haben, von wo sie der Marschall Herzog von Richelieu mitgebracht haben soll, als er Port Mahon eroberte; diese berühmte Sauce mußte also eigentlich Mayonnaise geschrieben werden. Der Name gehört nämlich ursprünglich der Sauce allein erst dann dem, was damit angerichtet wird. Die berühmte Bechamel, eine Zwiebel- und Sahnesauce, soll ihren Namen von ihrem Erfinder, dem Marquis von Bechamel, einem Oberkammermeister Ludwig's XV., haben. Wir haben diesen Herrn freilich in der französischen Hofrangliste nicht gefunden, wahrscheinlich gehörte er der Familie Bechamel an und arbeitete vielleicht nur als Liebhaber in der königlichen Küche. Die liebliche grüne Navigote würde in Frankreich einst so hoch geschätzt, daß es nicht feststeht, ob von dieser Sauce das Verbunm navigoter, wiederbeleben, herkommt, oder die Sauce vom Verbunm, also eine Wiederbelebungsbrühe! Die Cumberlandauce, die beste zum Wildschweinskopf, heißt nach dem Könige Ernst August von Hannover, der dieselbe erfand, als er noch Herzog von Cumberland war. Die älteste aller französischen Saucen ist die à la Robert genannte; sie hat sich aus der Zeit des Rabelais gehalten bis auf unsere Tage. Versicherte Brillat-Savarin von der Bechamel, man könne mit dieser Sauce selbst seinen eigenen Vater verpeisen, so sagte Rabelais von der Sauce Robert, sie sei nicht nur sehr gesund, sondern auch nothwendig. Uebrigens rechnet er den Erfinder dieser Sauce unter die großen Männer, die sich um das Vaterland verdient gemacht haben. Ein vielfach citirter Vers sagt:

Bronsin des l'age le plus tendre  
Posséda la sauce Robert  
Sans que son Précepteur lui pût jamais apprendre  
Ni son crédo, ni son pater.

In Frankreich namentlich haben sich viele große Herren und

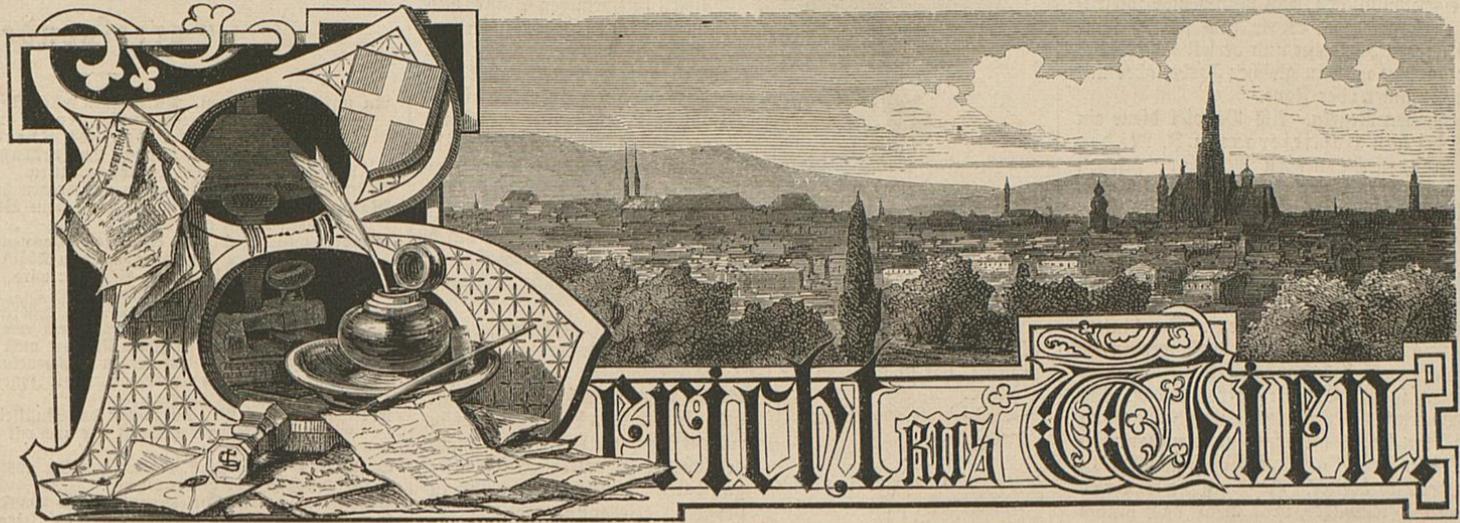
Damen auch durch Erfindung neuer Bereitungsarten verdient gemacht, so daß die Annalen der Küche ihnen oft den Ehrenplatz bewahrt haben, welchen ihnen die Annalen der Geschichte versagen müßten. Wenige nur haben ihren Platz in der Küche ebenso tapfer behauptet, wie in der Weltgeschichte. Der Erfinder der Suppe Colbert ist aber wirklich der große Minister Jean Baptiste Colbert, Marquis von Seignelay, der Vater der französischen Manufactur. Die Cotelette à la Soubise ist die Erfindung des Herrn Carl von Rohan, Prinzen von Soubise, der in der Geschichte allerdings hauptsächlich dadurch berühmt geworden ist, daß er die Schlacht bei Rossbach gegen den großen König Friedrich verlor, der aber deshalb gerade noch kein schlechter General gewesen sein muß, denn anerkannt große Generale sind vom alten Fritz geschlagen worden. Jedenfalls war er ein treuer Diener seines Königs; er war der einzige französische Hofmann, der die Leiche Ludwigs XV. zur Gruft geleitete. Ein anderer Rohan, der Prinz von Guéméné, irren wir nicht, der Schwiegersohn des Prinzen von Soubise, ist berühmt durch das carré de veau à la Guéméné, noch berühmt allerdings durch seinen Bankerott mit 28 Millionen. Die Poulets à la Villeroi sind nach der Herzogin von Villeroi genannt, welche später die Gemahlin des Marschalls

Herzog von Montmorency-Duguesbourg wurde. Die schöne Jeanne Antoinette Poisson, Marquise von Pompadour, erfand mehrere Gerichte, z. B. die filets de volaille à la Bellevue, so genannt nach dem Schloß, wo sie zuerst gespeist wurden, ihren Namen aber tragen nur die filets à la Pompadour. Pain d'Orléans hat seinen Namen von dem Herzog-Regenten Philipp von Orléans. Vol au vent à la Berry heißt nach der Tochter des Regenten Marie Louise von Orléans, vermählt mit dem Herzoge von Berry. Die vol au vent à la Nesle erfand Ludwig von Mailly, Marquis von Nesle, der nicht Herzog werden wollte, weil er der erste Marquis in Frankreich war. Die petites bouches à la Reine heißen nach der Königin Maria Leszczynska von Frankreich; diese fromme Polin war auch ein wenig Gourmande.

Die Marschallin von Mirepoix erfand zwei Gerichte, welche schon zur gelehrten Kochkunst gehören: die Wachtel à la Mirepoix und das sauté de pigeons au sang. Das Rebhuhn à la Montgelas verdankt sein Dasein dem Parlamentsrath de Montgelas von Toulouse, und die filets de veau à la Montgolfier heißen nach Einem, der wenigstens zu Zeiten ein hoher Herr war, nämlich nach dem Luftschiffer Montgolfier. Königlich-Abkunft ist die Potage à la Xavier, denn ihr Erfinder ist Louis Xavier Stanis-

laus de Bourbon, Monsieur und später Ludwig XVIII., König von Frankreich und Navarra. Dessen Bruder, Karl X., erfand das Ris de veau à la Artois, als er noch Graf von Artois hieß. Nach welchem Mitglied des hohen Hauses Condé die potage à la Condé sich nennt, ist uns nicht bekannt geworden. Einen Kuchen, Namens Baba, erfand der philosophische Polenkönig Stanislaus Leszczynski, das pain de chasse à la Poniatowski der Polenkönig Stanislaus Poniatowski. Der österreichische Kadetly-Kipfel heißt nur zu Ehren des alten Feldmarschalls so, bei der Erfindung dagegen war er schwerlich theilhaftig. Dagegen soll ein Graf Potocki selbst die sehr schmackhafte Potocki-Semmel entdeckt haben. Auch an englischen Adelstiteln fehlt es in den Annalen der Kochkunst nicht, wir nennen nur die Coteletten Westmoreland, die ihren Namen von dem edlen Lord haben, der England so lange zu Berlin und später zu Wien vertrat. Dem russischen Reichskanzler Grafen Robert Nesselrode wird die Erfindung des köstlichen Pudings, der seinen Namen trägt, streitig gemacht, die Semilasso- oder Pierrefitte-Kartoffeln aber hat unbestritten der Fürst von Piucker-Muskau erfunden; zu Pierrefitte bei Paris sind sie zuerst gespeist worden, und „Semilasso's letzter Weltgang“ hat ihnen den anderen Namen gegeben.

George Hefkiel.



Der Wiener hört es gern, wenn

Freunde, überrascht von dem fröhlichen, bunten Leben in Gassen, die selbst auch am Werktag sonntäglich gepußt aussehen, ausrufen: Das ist ja wie in Paris! Wir machen zu solchem Compliment zwar eine gewisse ablehnende Handbewegung, denken aber für uns doch: Sucht nur den Pariser Boulevard, der unserer Ringstraße das Wasser reicht, und zeigt uns dort die Vergnügungsorte, wo es lustiger und ausgelassener zugeht, als in den so treu wie möglich ausgeführten Wiener Copien derselben; und was etwa noch mangelt, das wird schon noch kommen! Im vergangenen Jahre wurde uns wohl bei unserer Paris-Melancholie bange. Wir fragten ein wenig herum, ob wirklich Alles auch an uns kommen würde, was über Paris gekommen war, und faßten unwillkürlich an den Hals. Aber der Kopf sah ja noch fest, und ihn oben zu behalten in allen Lagen, diese Kunst hat der Wiener von seinen Vorfahren ererbt und treu bewahrt. Solche Elasticität des Geistes wird immer mit einer tüchtigen Dosis Leichtsinns verbunden sein, ist ohne solchen Zusatz kaum denkbar. Kaltblütigen, nüchternen Leuten müßte in unserer Haut längst so unbehaglich geworden sein, daß sie um jeden Preis herausfahren würden, müßten sie sich auch selbst die schmerzhafteste Operation auferlegen, mittelst deren Baron Münchhausen einen Fuchs vom Balge befreite. Der Wiener droht auch wohl gelegentlich mit einem ähnlichen verzweifelten Entschlusse, findet es nachträglich aber doch stets rathamer, sich einzurichten so gut es geht, und gute Wiene zum unbequemen Spiel zu machen oder sich mit Humor über dasselbe hinwegzusetzen. Je wüßter es in Paris zugeht, um so mehr Grundverschiedenheiten beiderseitiger Naturen entdeckten wir; was uns früher beschämt haben würde, diente nunmehr zur Befriedigung, und nachdem wir das von fremden und einheimischen „Barbaren“ mißhandelte Babel genugsam bewahrt hatten, fügten wir uns still in die Situation, von der Bedrängniß unserer Vorbilder reichen Gewinn einzutreiben. Denn noch nie blühten die Geschäfte wie heute. Russen, Orientalen, Nord- und Südamerikaner, welche sonst im Herbst nach Paris gingen, um sich vorschreiben zu lassen, was ihre Compatrioten in der nächsten Saison schön finden, kaufen und tragen müßten: sie kommen jetzt zum großen Theil nach Wien, und die Exporteure wie die Fabrikanten von Luxuswaaren aller Art können den Aufträgen nicht genügen, wollten sie auch Tag und Nacht arbeiten und arbeiten lassen. Und das letztere ist etwas schwerer zu bewerkstelligen, als das erstere. Denn unsere Arbeiter haben zwar gelehrt die Schlagworte und Hausmittel des Socialismus aufgegriffen; sie reden so geläufig über Recht und Macht des vierten Standes und strifen („striden“) wird das Wort hierzulande ausgeprochen, wobei vernünftlich der Strid, welcher dem widerwilligen Arbeitgeber um den Hals gelegt werden soll, als etymologische Wurzel gibt) so munter, wie sonst irgendwo, dabei vergessen sie aber nicht die alte Wiener Lebensregel, „man lebt nur einmal!“ Wenn der bedrängte Fabrikant die Arbeitszeit soweit herabgesetzt und den Arbeitslohn soweit erhöht hat, wie seine Arbeiter ihm vorgeschrieben, so rechnen die letzteren: jetzt verdienen wir in sechzig Stunden mehr, als bisher in sechsundsiechzig, darum ruhen wir lieber noch einen Tag. Und der Arbeitgeber ist dreifach gestraft, er zahlt mehr, büßt täglich eine Arbeitsstunde und nöthentlich einen Tag ein. Es ist erstaunlich, wie rasch die „Zugereichten“ sich in diese sociale Arithmetik und die gesammten sozialen Anschauungen der Wiener finden. Zu dem Punkte hört auch aller Nationalitätsstreit auf, höchstens daß die Czechen sich noch durch den Gedanken gehoben fühlen, den gehäßten deutschen Brodherrn so in die Enge treiben zu können.

Nebenher hört man von gewissen Dumelmännern, welche die Melancholie zwischen Wien und Paris mit Vorliebe besprechen und die furchterlichsten Konsequenzen daraus ziehen. Wien hat das Capitalverbrechen begangen, abermals nur Männer von deutscher, liberaler Gesinnung in den Landtag zu wählen, es hat das ganze Land Niederösterreich in derselben Richtung mit fortgerissen, darum muß es klein gemacht werden, ganz klein, veröden soll es, eine Landstadt werden, ein Fischerdorf an der Donau. Die Drohung klingt gefährlich genug. Denn was jene Fanatiker über ein Land zu bringen vermögen, das hat kaum ein Land

gründlicher erfahren, als Oesterreich. Zum Glück weiß Wien, daß es ohne seine Feinde und trotz ihnen geworden, was es ist. So Mancher erwartete Wunder welchen Effect, als er vor zwanzig Jahren sich grollend auf seine Schlösser zurückzog oder in den alten Landeshauptstädten Hof zu halten begann. Aber das undankbare Wien bemerkte die Abwesenheit der Herren und Damen kaum, fuhr fort zu wachsen und zu gedeihen, und sich seines Lebens zu freuen, während die Emigranten von köstlicher Langeweile geplagt jeden Borwand benutzten, um sich aus ihrer Vereinsamung und dem Verkehr mit einer Bevölkerung zu befreien, welche sie eigentlich viel mehr und mit viel mehr Grund fürchteten, als die von ihnen verschrienen Wiener.

Es geht ja uns allen ebenso. Wir haben täglich und stündlich etwas an dieser Stadt und diesen Städtern anzusetzen. Wir beklagen den Mangel an Ernst und Ausdauer, wir kämpfen gegen verrottete Vorurtheile, wir erschrecken über den furchtbar grassirenden Schwindel im Geschäftsleben, wir seufzen unter dem Druck einer unerhörten Theuerung in allen Lebensverhältnissen — wir schelten häufig in so bitterm Ernst und mit so heftiger Gebärde, als ob für immer gebrochen werden sollte. Aber wie der Liebhaber in der Komödie schauen wir uns schon an der Thür um, ob denn die arge Kokette nicht rufen werde, und wenn sie es nicht thut, so bleiben wir auch ungerufen. Alles schreit nach Decentralisation, nach völliger Lösung in Gesetzgebung, Verwaltung, Schule, nach Abschüttelung der Herrschaft, welche dieses Wien angeblich ausübt, und gleichzeitig drängt Alles nach Wien, mehrt sich der Zustrom aus den Provinzen derart, daß die großartigste, angestrengteste Bauthätigkeit nicht im Stande ist, dem Wohnungsbedarf zu genügen.

In dieser Anziehungskraft, in diesem vom ersten Augenblicke an wirkenden und immer stärker fesselnden Reiz ähnelt Wien unzweifelhaft Paris. Und wenn eine Stadt den Beruf hätte, anstatt des letzteren den Ton in der Mode anzugeben, so wäre es ganz gewiß Wien. Nicht immer, aber in den meisten Fällen, werden sich die mannichfachen, im Einzelnen vielleicht einander widersprechenden, im Einzelnen auch vielleicht gar nicht anziehenden Charakterzüge, welche eine Stadt lebenswürdig machen, an ihren Frauen wieder nachweisen lassen. Daß es wenig lebenswürdigere Frauen gibt, als die Wienerinnen, das ist in alten und neuen Zeiten so unzählige Mal erprobt und mit Druckerstärkung bezeugt worden, daß der Satz keinen Widerspruch zu befürchten hat. Ihren äußeren Typus zu beschreiben, wäre eine Unmöglichkeit, denn an diesem großen Kreuzwege der Nationalitäten lassen uns alle Sätze der Völkerphysiologie und Völkerphysiognomik im Stich. Alle Nuancen und alle Combinationen von Augen, Haaren, Hautfarbe begegnen uns unter den einheimischen Schönen, aber mit seltenen Ausnahmen haben sie zweierlei mit einander gemein, natürliche Anmuth und natürlichen Geschmack. Beides ließe sich in das Wort zusammenfassen: sie tragen sich vorzüglich, d. h. sie tragen ihren Körper gefällig und wissen ihn äußerlich gefällig zu kleiden. Im Durchschnitt haben sie sich nie um Aesthetik bekümmert, möchten wohl gar erstannen zu hören, daß auch über Stil der Kleidung, über das Verhältniß derselben zum Gliederbau, über Farbenharmonie bestimmte Gesetze existiren, aber sie treffen das Rechte mit überraschender Sicherheit. Je weniger sie von Geschmack zu reden wissen, desto mehr haben sie davon; und manchmal beschleicht uns die Furcht, diese reizende Unschuld könne von der Erkenntniß verdrängt werden, da jetzt Schulen, Kunstinstitute und Vereine es sich so sehr angelegen sein lassen, ästhetische Bildung zu verbreiten. Auf das Neue verweisen sind die Wienerinnen wie ihre Schwestern auf dem ganzen Erdenrund, allein sie machen sich im Allgemeinen nicht zu Slavininnen der Mode, sondern nöthigen diese Herrscherin, die „beredigten Eigenthümlichkeiten“ zu respectiren. Der Fremde wird oft betroffen von der Kühnheit in der Farbwahl, kann aber nie umhin einzugehen, daß das Ganze sich sehr gut ausnimmt.

Und dieser glückliche Instinct, verbunden mit großem Geschick für alle Arten technischer Fertigkeiten, belebt auch unsere Fabrication und macht sie concurrenzmächtig. So schwere Niederlagen wir seit Jahrzehnten auf allen Lebensgebieten erlitten haben, bleibt

uns beim Anblick unserer Bauwerke (mit Unterschied natürlich!) der prächtigen, mit eben so viel Geschmack als Reichthum ausgestatteten Auslagen unserer Kaufgewölbe, des echt großstädtischen, aus rastloser Geschäftigkeit und behaglichem Genusse zusammengesetzten Treibens doch immer noch der Trost, daß Lebens- und Schaffenskraft noch reichlich bei uns vorhanden, und daß sie sich dann hoffentlich auch nach anderen Richtungen hin bethätigen werden.

A. E. R.

Die Mode.

Herr Redacteur!

Zwar haben Sie mir bei der Einladung: Ihnen während der Ferien Ihrer lebenswürdigen Veronica Modenberichte zu schreiben, Ihre Meinung über die „Mode“ vorzulegen, allein ich kenne sie, denn ich bin so glücklich, einen Bruder und zwei Schwäger zu besitzen. Sie sind in dieser Frage einig: Die Mode ist ein nothwendiges Uebel, und so denken Sie Alle, und ich — bin damit einverstanden.

Ach ja, das „Uebel“ kostete mich manchen Seufzer, aber der Nothwendigkeit habe ich mich gefügt. Ich fand die Zumuthung abgemacht, die Kleider zu raffen, während ich sie schlicht und glatt liebe, meinem armen — unberufen sehr reichen Haar den Chignon anzuthun und im Sonnenbrand statt des Hutes eine Missethe zu tragen. Aber wenn Sie mich nicht nach den Gründen fragen, sollen Sie auch das Geständniß hören: Binnen zweimal vierundzwanzig Stunden trug ich die geraffte Robe und den Chignon und die Missethe mit Vergnügen. Die Strengen unter meinen Mitschwestern werden mir ein geistiges Armutzeugniß ausstellen, doch Ihnen gegenüber legte ich mit diesem Bekenntniß mein Maturitätsexamen in Modesachen ab.

Denn um über Etwas zu schreiben, muß man es verstehen; um es zu verstehen, muß man eine gewisse Neigung dafür haben. Meine Neigung für Damenmode ist die intensivste, denn — sie fängt mit Schmolzen an. Und auch nicht so intensiv, denn ich sende der überwundenen Thorheit keinen Seufzer nach, ich verschente das Kleid, das nicht mehr modern ist, mit einer kaltblütigkeit, welche meine Kammerjungfer bewundernswerth findet.

Kurz — Sie haben in meiner Feder, die freilich weiß sie eben Nichts, als Modenberichte schreiben kann, nur eine Pfauenfeder ist, eine Acquisition gemacht, eine Acquisition —! Doch reden wir ernsthaft! ich habe trotz alledem auch in diesen Dingen Grundsätze.

Der oberste ist derselbe, den ich die Nichte Tallyrand's, die Herzogin von Sagan, diese Fee, welche noch jugendlich war, als sie im Alter starb, mehr als einmal ausgesprochen hörte: Eleganz beruht in der Einfachheit.

Dank den Ereignissen, können wir nicht nur, sondern müssen wir wieder zu dieser eleganten Einfachheit zurückkehren. Sie ist das Charakteristische der diesjährigen Herbst- und Wintermode.

Neu sind Costüme mit Tunique und Taille mit kurzem Schoß und weiten Ärmeln, von schwarzem Seidenstoff, mit weiß einfarbigen, größeren und kleineren Bouquets in Pensée, Violette, Blau, Grün, Braun, Grau. Die Tuniques werden rockartig, sehr weit und lang geschnitten, und an der Seite, doch nicht wie früher, unmittelbar auf der Hüfte, sondern mehr hinten in vielen kleinen Falten gerafft. Hier hat man des aus den gelegten Falten quellenden Stoffes freilich beinahe zu viel, aber wir bändigen ihn, indem wir ihn mittelst Bandschnitten in zwei bis drei pufferartige Bauschen hochnehmen.

Die Tunique wird mit Riemen oder Puffen à la vieille garnirt und schließt mit einer schwarzen Guipürespitze, in die abwechselnd schwarze und farbige Franzen eingeknüpft sind.

Die Taille hierzu wird mit einem ähnlichen Besatz ausgestattet, und zwar so, daß sie vorn eine Weste bildet.

Die Schöße, welche der Tunique entsprechend garnirt werden, müssen jetzt hinten weit auseinanderstehen und ziemlich scharfe

Ecken bilden, aus Rücksicht auf die Tunique, damit diese so recht sich bauschen kann.

Der Jupon hat weniger gerade in Toll- oder Blüffalten gelegte Volants, sondern meist schräg geschnittene und in Falten gereichte. Der untere Volant ist meist 12 Centimeter breit, ihm schließt sich eine Puffe von 5 Cent. Breite mit einem 2 Cent. hohen Kopf an.

Meist sind die Ärmel bis zum Ellenbogen eng, dort schließt sich ihnen eine weite Manschette an, die hinten den Taillenschößen entsprechend geschlitzt ist. Die Garnitur wird am oberen und unteren Rande der Manschette angebracht.

Das wären die allgemeinen Regeln. Als Beispiel diene ein wollenes Costüm, das ich bei dem Hoflieferanten F. W. der deutschen Kaiserin, Herrn Hermann Müller, gesehen habe.

Farbe des Costüms: Dunkelolivengrün. Die Taille hat die jetzt unvermeidlichen kleinen Schöße.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

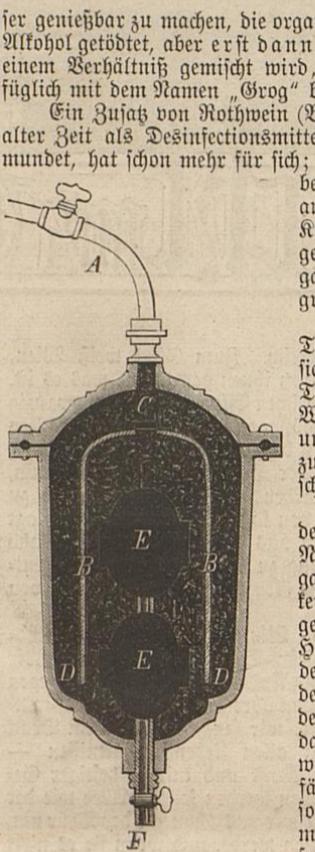
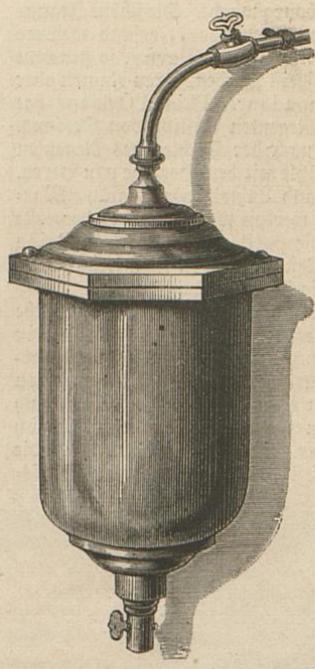
Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.

Die Ärmel sind eng, doch werden sie unten, ungefähr 10 Cent. oberhalb des Handgelenkes, etwas weiter und sind daselbst geschlitzt, so daß sie zwei Spitzen bilden.



ficirt, so wird die rosenrothe Farbe in dem Verhältniß rascher oder langsamer verschwinden, als jene Stoffe in größerer oder geringerer Menge zugegen sind, und an Stelle der rosenrothen Farbe werden sich bräunliche Flocken zeigen, die sich langsam zu Boden senken.

Die Chamäleonlösung läßt die Gegenwart schädlicher Substanzen nicht nur erkennen, sondern zerstört letztere auch und macht das Wasser wieder genießbar.

Das einfachste Mittel, verdorbenes Wasser trinkbar zu machen, besteht darin, daß man das Wasser abkocht — bei der Siedhize des Wassers verflüchtigen sich die schädlichen luftförmigen Stoffe, und werden alle Organismen getödtet — wieder erkalten läßt und den faden Geschmack des Wassers durch Zusatz von etwas kohlenurem Wasser verbessert.

Es ist ein Vorurtheil, wenn man glaubt, durch Zusetzen von etwas Rum oder Branntwein verdorbenes Wasser genießbar zu machen, die organischen Keime werden zwar durch Alkohol getödtet, aber erst dann, wenn dieser mit dem Wasser in einem Verhältniß gemischt wird, daß man eine solche Mischung füglich mit dem Namen „Grog“ bezeichnen muß.

Ein Zusatz von Rothwein (Bordeaux-Wein) zum Wasser, seit alter Zeit als Desinfectionsmittel schlechten Wassers gut beleumdet, hat schon mehr für sich; die Wirksamkeit des Rothweins beruht nämlich auf seinem Gehalt an Gerbsäure (Tannin), einem Körper, der, wie Dr. Hager nachgewiesen hat, microscopische Organismen (Schleimalgen) selbst in größter Verdünnung tödtet.

Will man Trinkwasser mit Tannin entgiften, so bereitet man sich eine Auflösung von 2 Theilen Tannin, 1 Theil Zucker, 3 Theilen Wasser und 5 Theilen Weingeist und setzt 12—15 Tropfen davon zu einem Glase (1/4 Quart) des schlechten Wassers.

Eine derartige Entgiftung des Wassers ist indeß nur als Nothbehelf anzusehen; wo eine ganze Familie in die Nothwendigkeit versetzt ist, stets größere Mengen von Trinkwasser bei der Hand zu haben, muß man an andere Mittel denken. Es ist oben der Chamäleonlösung gedacht worden; man benutzt sie in der Weise, daß man das Wasser so lange und wiederholt mit derselben rosenroth färbt, bis die Färbung nicht mehr sogleich verschwindet; dann läßt man absetzen. Diese Methode erfordert einige Uebung, das Absetzenlassen — wenn man nicht die

übrigen unschädlichen braunen Flocken (sein vertheilter Brunnenstein) mittrinken will — erfordert Zeit, und das Wasser schmeckt dann auch ohne Zusatz von kohlenurem Wasser fade. Ein einfacheres Mittel ist das Filtriren des Wassers durch frischgeglühte Kohle.

Wir besitzen in der Kohle in der That das ausgezeichnetste Desinfectionsmittel für schlechtes Trinkwasser, aber ihre Wirksamkeit ist nicht unbegrenzt, und deshalb ist auch die sogenannte plastische Kohle bei Unsicherheit mit Recht in Verruf gekommen, weil sie nicht halten kann, was die Speculation von ihr rühmt.

Es wäre allerdings sehr bequem, ein Filtrirmittel zu besitzen, durch welches man beliebig große Mengen von mehr oder weniger schlechtem Wasser filtriren und unschädlich machen kann, wie man aber für einen Dreier immer nur eine Dreierjettel erhält, d. h. ein Gebäd von bestimmtem Werth und Gewicht, so kann auch ein Loth Kohle immer nur eine ganz bestimmte Gewichtsmenge schädlicher Körper aufsaugen und zerstören, aber auch nicht ein Atom mehr. Hat das Filter aus plastischer Kohle diesen Zweck erfüllt, so kann es immer noch ein gutes Filter sein, ist aber ein ohnmächtiges Desinfectionsmittel, und wie Prof. W. Kühne richtig sagt, „oft ein Herd für die Entwicklung größerer Mengen von Infusionsthierchen geworden“.

Wer ein solches Kohlefilter hat und als Desinfectionsmittel benutzen will, dem rathen wir, das Filter zunächst durch Einlegen in dünne Lösung von Chamäleonlösung zu desinficiren und es dann als einen immerhin bequemen Filtrirapparat des desinficirten Wassers zu benutzen.

Um Wasser nicht scheinbar, sondern in Wirklichkeit mit Kohle zu desinficiren, muß diese nicht nur frisch und in gehöriger Quantität vorhanden sein, sondern der Apparat, in welchem man die Filtration vornimmt, muß auch gestatten, die erschöpfte Kohle durch einfaches Auffüllen frischer Kohle zu erneuern. Ein solcher Apparat, dessen Abbildung wir geben, Busse's Wasserfilter, befindet sich auf der diesjährigen internationalen Ausstellung zu London.

Den Apparat wird auf unsere Veranlassung Herr Hoflieferant E. Cohn (Berlin, Hausvogteiplatz 12) unseren Verhältnissen angepaßt (d. h. ohne überflüssige Eleganz und bedeutend wohlfeiler, als die Originalapparate) nachmachen lassen. Die äußere Ansicht (Fig. 1) zeigt, in welcher Weise das Filter mit der bestehenden Wasserleitung (wo diese nicht vorhanden, wäre ein höher gelegenes Wasserreservoir anzubringen) verbunden ist. Die Durchschnittsansicht (Fig. 2) zeigt das eiserne, innen emaillirte Filtergefäß A. In den angedruckten Deckel mündet das Wasserleitungsrohr B. Das Wasser läuft aus diesem in die erste Schicht loser körniger Kohle (Thierkohle) und steigt dann durch die zweite Lage der Filterkohle, welche von der ersten durch den Glassturz D geschieden ist. Zuletzt gelangt das Wasser durch die beiden ge-

formten Kohlenbehälter E, wonach es filtrirt und desinficirt durch den Abzugstasten F abläuft. Der Apparat ist leicht auseinander zu nehmen und zu füllen. Den Punkt, an welchem der Apparat unwirksam wird, kann man daran erkennen, daß das Wasser wiederum beginnt durch Zusatz von Chamäleonlösung wieder zu entfärben.

Dr. Emil Jakobson.

Räthsel.

Wohl bin ich wie der Faden immer länger,  
Doch nicht wie Hanf und Flachß gesponnen worden;  
Wohl glänzt mein Kleid in schönen grünen Farben,  
Doch nie von Farben ist's berührt geworden;  
Wohl schimmern goldig des Gewandes Säume,  
Doch nie von Gold sind sie durchwirkt geworden;  
Wohl hält's verknüpft zum Ganzen mich zusammen,  
Doch nimmer selbst bin ich geknüpft worden.

G. H. Arms.

Correspondenz.

An unsere Leserinnen. Die nächsten belletristischen Nummern werden u. a. die neueste Studie Jwan Turgenieff's: „Das Geisterfloßen“, Beiträge von Friedrich Bodenstedt, Theodor Fontane, Emanuel Geibel, Hermann Lingg, Luise Mühlbach u. s. w., sowie verschiedene gemeinnützige Aufsätze enthalten.

F. in C. Verschiedene Bignetten und Kronen finden Sie auf Seite 97 d. B. Wanda in W. Uebergeben Sie die seidene Weste irgend einer bewährten chemischen Reinigungsanstalt.

Sundermann in S. und eine alte Abonnentin. Leider ist es uns nicht möglich, zu den bereits erschienenen Abbildungen Schnitte nachträglich zu liefern, ein bewährter Schneider wird aber leicht nach Zeichnung Ihre Wünsche befriedigen können.

G. N. Auf dem zu Seite 267 bis 274 gehörenden Extrablatt des Bazar von 1870 befinden sich die von Ihnen erwähnten Gegenstände. — Im Fall Sie das Blatt zu Ihrer Nummer nicht erhalten haben, reclamiren Sie dasselbe bei der betreffenden Buchhandlung.

Johanna. Sobald als möglich wollen wir Ihnen beifällig sein, Ihr Händchen vor Kälte zu schützen.

Fortshaus K. bei W. Sie können das Muffkleid sowohl mit schmalen aufgestepften Streifen von Watte, als auch mit solchen von feiner Leinwand versehen lassen.

H. S. in G. Der Stoff, von welchem Sie uns ein Probemuster eingesandt, wird penée sehr gut annehmen.

Supplicantin vom Dörfelstrande. Ihr Wunsch wurde notirt. Verehrerin in Böhmen. Lassen Sie die kleinen Mädchen hübsche gestrickte oder gebäfelte Strumpfbänder und etwa eine kleine Ausnäharbeit, Lampenteller, Nadelkissen u. s. w. für das betreffende Geschenk arbeiten.

S. v. N. Costüme von einfarbigem Tuch oder Sammet mit Pelzgarnitur werden auch kommenden Winter modern sein. — Die stahlblaue Jacke besetzen Sie entweder mit schwarzem russischem Pelzwerk oder mit Pelz (gran).

Alte Jungfer in spe. Auf Seite 9 des Bazar d. J. finden Sie das gewünschte Stich. — Was Ihr zweites Anliegen betrifft, so ist (wir sagen dabei aus voller Brust „Gott sei Dank“) ein sechsjähriges und bereits wünschselohes Kind eine so seltene Erscheinung, daß selbst der immer phantastischere Bazar kein Geschenk für dasselbe erlangen kann.

S. W. Magdeburg. Russische Mäße und Mittel finden Sie auf Seite 256 des Bazar von 1869; doch werden wir auch in nächster Zeit einen russischen Anzug für Knaben bringen.

Rosa Libella. Geschmack am Bierlichen gereicht der kleinen Rosa zur Ehre, doch verjagen wir auch unsere Bemüderung Ella nicht, deren rosiges Gesichtchen recht altlich und der neuen Würde entsprechend aus dem unjähmten Nachmittags hervorzugetan wird; doch, gestrenge Dame, warum soll Cousine Schelmsgeicht das ihrige nicht mit Spitze umrahmen dürfen? Lassen Sie doch der kleinen Freundin diese Freude, erfreuen Sie sich, wenn Sie sehen, wie weich Spitze und gestickter Vesay sich mit dem warmen Fleischton verbinden, und auch Ihre Hand, spartanische Jungfrau, wird sich langsam heben und trotzig das ungeschmückte Häubchen von den Boden nehmen.

H. F. Zwar scheint es, als könne die Crinoline wirklich nicht ihren wohlverdienten Todesschlag genießen, denn gepensthaft drängt sich ihr Schattenbild in den Kreis schöner Damen. Doch trösten Sie sich, sie ruhet sanft, wenigleich Erregte in Nothaarjupon, Tourneüre u. s. w. ihre Wiedergeburt zu erleben glauben; sie mögen vielleicht Recht haben, wo aber das Kind unter so veränderter Gestalt erscheint, dürfen wir ihm auch einen anderen Namen geben. — Wer kann zwar wissen, was die Zukunft bringt. Für jetzt aber ist der Reifrost zu Grabe getragen, und jeder bereitwillig herumwandelnde Crinoline rufen wir deshalb ein: „memento mori!“

M. C. S. in B. Auf Seite 41 d. J. haben wir Freisuren für junge Mädchen, aus dem eigenen Haar leicht zu arrangiren, gebracht.

M. G. in L. Sie können zu Filzarbeiten immerhin den gewöhnlichen Rahmen verwenden, doch wird Ihnen das Arbeiten darin jedenfalls mühseliger werden.

M. v. S. Soiree und Gesellschaftstolletten bringt der Bazar fortisährend und dürfen Sie auch solche in der nächsten Nummer wieder erwarten. Für Ballroben ist es zwar etwas früh, doch werden wir Ihren Wunsch zu berücksichtigen suchen.

Abonnentin des Bazar. Sobald als möglich, wir wollen es bei gelegener Zeit zur Verwendung bringen.

N. S. Ihr Wunsch wird berücksichtigt werden.

M. N. Hübsche Bignetten werden wir von Zeit zu Zeit immer wieder bringen.

Dem unerfahrenen Lockenköpfchen. Durch den Ankauf einer gut gewählten Larve dürfen Sie wohl am besten Ihren Zweck erreichen, da wir fürchten, daß Ihre Unerfahrenheit der Aufgabe: sich gut zu schmücken und zu pubern, die Lippen zu färben und die Haare zu bleichen nicht gewachsen sein wird.

B. N. Ihr Truereollette nehmen Sie Kaschmir oder Keps, auch etwa ein Unterkleid von schwarzem Sammet; für Kragen, Unterärmel, Uhmissetten u. s. w. schwarzen Cröpe. Mit dem Arrangement können Sie sich nach irgend einer beliebigen Toilette, deren der Bazar ja so vielfach bringt, richten. Wir rathen Ihnen zu Sammet; gute Waare zu solidem Preise erhalten Sie bei H. Gerzon, Berlin.

Hausfrau Helene wird bald ihre Wünsche erfüllt sehen.

Hedwig S. in G. Ihre erste Bitte haben wir notirt; was die zweite betrifft, so rathen wir Ihnen, das Weichen der Haare den kommenden Jahren, welche auch gewiß ihre Schuldbiligkeit thun werden, zu überlassen.

F. H. P. in C. Ihren ersten Wunsch wollen wir berücksichtigen; zur Realisirung des zweiten aber wollen Sie sich an das Tapissiergeschäft von G. A. K. d. n. g., Berlin, Fägerstraße 23, wenden, da die Redaktion eines Weltjournals vermeiden muß, irgend welche Nationalität zur Schau zu tragen.

Abonnentin aus dem Oberbruch. Nehmen Sie zur Garnitur Pelzstreifen oder Sammet.

Notiz.

Indem ich die Redaktion des „Bazar“ niederlege, wünsche ich, daß das freundliche Wohlwollen, welchem ich während der kurzen Dauer meiner redactionellen Thätigkeit überall begegnet bin, in gleichem Maße auch meinem Nachfolger und Freund R. A. Heigel zu Theil werde.

Paul Lindau.

Mit der heutigen Nummer meine redactionelle Thätigkeit beginnend, verhehle ich mir keineswegs, wie schwierig es für mich sein wird, meinen Vorgänger nicht vermissen zu lassen. Doch erhoffe ich die beste Unterstützung von meinem Collegen und Freunde Paul Lindau selbst, der, obzwar an die Redaktion eines großen literarischen Unternehmens berufen, dem Bazar ein treuer Mitarbeiter zu bleiben versprochen hat.

Karl Heigel.